I.

Ein Vorspiel.

Nicht nur im politischen, auch im sozialen Leben gibt es altererbte Uebelstände, Uebelstände, welche sich fortpflanzen vom Vater auf das Kind.

Bei scheinbar gesunden Menschen, bei Menschen, die von der Natur mit Schönheit gesegnet wurden, brechen oft Beulen hervor, die Zeugniß geben von vergiftetem Blute, welches sie dem Vater verdanken.

Viele Dinge, die heute geschehen, finden eine Erklärung, wenn man ihrer Entstehung nachforscht, wenn man zurückgeht bis an den Quell, dem sie entsprangen.

Wenn man die Leute anhört, die in der bejammernswerthen Reaktionsepoche unsere Schul- und Zuchtmeister waren, so sind wir ein in Grund und Boden verderbtes Geschlecht.

Ein böser Geist ist — ungefähr wie ein Stuwer'scher Feuerregen — aus der Hölle heraufgefahren, Jeder von

uns hat einen oder mehrere Funken aufgeschnappt und trägt nun seinen Theil Lucifer in sich.

Wir sind eine egoistische, unmoralische, lasterhafte, sündfluthreife Generation.

Jetzt — so sagen Jene — gibt es keine Frömmigkeit auf der Erde mehr.

Das verruchte Raffinement der Bildung hat um sich gegriffen, die verdammte Wissenschaft hat das ganze Geschlecht wie mit Laugenessenz vergiftet, sogar die Kanaille wagt es schon, der Seife der Kritik zu huldigen, die Kultuswäsche zu wechseln und feudale Vorrechte und kirchliche Herrschaft nicht anzuerkennen.

Wir sind, um mit Einem Kraftworte Alles zu sagen, skrophulöses Gesindel!

Daß wir Neu-Wiener die Schlimmsten unter den Schlimmen sind, hat man uns oft genug vorgepredigt; die vormärzlichen Wiener waren die Gefügigen, die Geduldigen, die Gemüthlichen. Die Schuld des modernen Graselthums trifft einzig und allein uns.

Anno dazumal war Alles eitel Moral, eitel Unschuld; die guten alten Wiener waren würdig im Strahlenglanze zu wandeln, wir Neu-Wiener dagegen sind nicht werth, daß die Sonne uns bescheine, für uns sollte sie in eine halbe Million Gefängnißlämpchen zer- und vertheilt werden.

Wohlan denn, wir wollen Euch als „Vorspiel" zu unserem Roman eine Geschichte aus vormärzlicher Zeit erzählen; sie bildet den Quell, welchem spätere Vorfälle entsprangen; sie sei gleichsam das Fundament, auf dem wir unseren Bau aufführen.

Denkt an das vergiftete Blut, denkt an ererbte Uebelstände und wappnet Euch mit Standhaftigkeit, daß das Entsetzen Euch nicht erfasse.

Allerdings ist es keine angenehme Beschäftigung in Wunden zu wühlen; aber hat man je Beulen geheilt, indem man sie mit Schönpflästerchen überklebte?

Folgt uns getrost. Wir versprechen, schonungsvoll zu Werke zu gehen, Ihr sollt nur von moralischem Eckel erfaßt werden; es ist ja nur ein Roman, eine ganz einfache bürgerliche Geschichte, die wir erzählen.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wenn in Wien zwischen zwölf und ein Uhr Mittags zahlreiche Glocken zusammenläuten, so kann man hier und dort die ironische Bemerkung hören: „Es ist schon wieder ein armer Hausherr gestorben!“

Sogar der Tod schreckt den Wiener vom Sarkasmus nicht zurück.

Ein solcher armer Hausherr hatte auf der Wieden, in einer Gasse, die wir nicht nennen, um die neunte Frühstunde zu leben aufgehört.

Es war in der Fastenzeit des Jahres 184*.

Herr Vinzenz Schickenberg zählte kaum fünfzig Lebensjahre, war immer gesund und wohlauf, und dachte an alles Mögliche, nur nicht an's Sterben, folglich auch nicht an's Testamentiren.

An jenem Morgen frühstückte er im besten Wohlsein und kleidete sich zu einem Spaziergang an, da traf ihn ein Schlagfluß und zehn Minuten darauf war er todt.

Das Unglück war so rasch, so sturmwindartig hereingebrochen, daß die Gattin des Verblichenen nicht wußte, was sie vorerst thun solle; sie ließ also anspannen, fuhr nach der Stadt, um Einkäufe zu machen, Trauergewänder zu bestellen u. s. w.

Ungefähr um eilf Uhr hielt vor dem Sterbehause ein Fiaker.

Eine verschleierte Dame sprang heraus, ihr folgte ein vielleicht achtjähriges Mädchen.

Beide eilten die Treppe nach dem ersten Stockwerke hinan und warfen sich, laut aufschreiend vor Schmerz, auf die Leiche.

Diese zwei Menschen hatten in dem Verblichenen ihren Hort, ihren Ernährer, ihr Einziges und Liebstes auf der Welt verloren, sie waren durch dessen gähen Tod urplötzlich arm geworden.

Nach einer Weile thränenreichen Jammers bemerkte die Frau — wir wollen gleich sagen, daß sie die Mutter des Mädchens war — daß die von den Hausleuten bereits angekleidete Leiche noch immer auf dem „Laden" lag.

Die Frau rief daher das Stubenmädchen, gab ihm Geld und ersuchte es, einen Sarg sammt „Ueberthan" zu holen.

Man wird vielleicht auch vergessen haben, das Trauergeläute anzuordnen, setzte sie hinzu; gehen Sie auf die Pfarre und bestellen Sie es.

Das Mädchen eilte fort.

Nach ungefähr einer halben Stunde langte der Sarg an, die Leiche wurde von lieb gewesenen Händen hinein gehoben und aufgebahrt.

Mutter und Tochter verharrten knieend und weinend zu Füßen des Verstorbenen.

Ungefähr um die Mittagsstunde rasselte ein Wagen in's Haus, das Dienstmädchen stürzte herein und rief:

Um Gotteswillen, Madame, die gnädige Frau kommt!

Der Schreck betäubte den Schmerz, die unglückliche Mutter erhob sich, flüsterte: Komm', Eva! und eilte hinter dem Stubenmädchen her, welches die Thüre der Nachbar-

wohnung aufriß, um die Trauernde hineinschlüpfen zu lassen.

Das Kind, sei es, daß es den mütterlichen Befehl überhörte, oder daß der Schmerz den Gehorsam beherrschte, das Kind blieb knieen und rührte sich nicht vom Platze.

Jetzt rauschte die Witwe herein.

Beim Anblicke Eva's wurde sie kreideweiß und begann vor Zorn zu zittern.

Was macht die da? Wer hat sich erfrecht, sie herein zu lassen?

Die mit Wuth herausgestoßenen Fragen blieben von dem Dienstmädchen, an welches sie gerichtet waren, ohne Antwort.

Die Hausfrau wendete sich hierauf zur Knieenden und heischte ihr zu:

Schau', daß Du hinauskommst, Du hast hier nichts zu suchen!

Eva richtete das thränennasse Auge bittend auf die Zürnende und schwieg.

Diese fuhr fort:

Hinaus sag' ich, oder ich lass' die Polizei holen!

Das Kind rührte sich nicht vom Fleck und schwieg beharrlich.

Frau Schickenberg besann sich eines Anderen, ließ nicht die Polizei, sondern den Hausmeister holen und schrie diesem zu:

Werft mir den Fratzen hinaus!

Der Hausmeister zögerte und murmelte:

Aber gnädige Frau! —

Die Renitenz steigerte die Wuth der Witwe bis zum Paroxismus, sie stürzte auf das Kind los.

Eva sprang auf, warf sich auf den Sarg und umklammerte ihn.

Die Hausfrau riß das Mädchen hinweg, der Sarg iel polternd auf den Boden.

Ein Angstschrei des Kindes durchhallte das Gemach.

Die kräftige Frau zerrte das schwache Wesen mit sich ort durch das Zimmer.

Frau Schickenberg, hörte man Eva keuchen, das will ch Ihnen nicht vergessen, so lange ich leben werde!

Ein Stoß, das Kind war draußen, die Thür fiel in's Schloß.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Man hätte nun meinen sollen, diese Satisfaktion für rlittene Kränkungen, woran freilich das arme Kind unchuldig war, müsse die Wuth der Witwe abgekühlt haben; em war aber nicht so.

Sie war durch die Affaire auf etwas aufmerksam georden, woran sie früher nicht gedacht hatte, nämlich, daß ich die Leiche bereits in einem Sarge befand.

Sie fragte daher das Stubenmädchen:

Woher kam der Sarg?

Ich habe ihn gekauft.

Auf wessen Befehl?

Das Mädchen stotterte:

Die Ma—da—me —

Die Gebieterin hörte sie nicht weiter an, sondern chrie:

Hausmeister — fort — holt augenblicklich eine andere Todtentruhe.

Der Hausmeister stürzte aus dem Gemache.

Kaum war er fort, so begannen vom Pfarrthurme alle Glocken zu läuten.

Das war wieder etwas, woran die Witwe nicht gedacht hatte.

Der Gedanke, daß das Geläute von derselben verhaßten Seite bestellt worden sei, wie der Sarg, lag nahe.

Frau Schickenberg fixirte ihre Zofe mit einem durchbohrenden Blicke und fragte:

Hast Du auch das besorgt?

Ja, gnädige Frau!

Marsch auf die Pfarre, ich zahl' keinen Kreuzer für das Geläute, es wurde nicht von mir angeordnet!

Das Stubenmädchen eilte fort zur Pfarre.

Nach einer Weile kam der Hausmeister mit einem zweiten Sarge.

Die Leiche wurde aus dem ersteren heraus und in den eben gebrachten hinein gehoben.

Nachdem das geschehen war, sagte die Witwe:

Hausmeister, nehmt den Schiebkarren, fahrt den Sarg hinüber nach der Alservorstadt und sagt dort der Madame, sie soll ihn aufheben für sich oder für ihren Bankert!

Der Hausmeister trug die Todtentruhe aus der Stube.

Als er aber an der Nachbarwohnung vorbei wollte, zog man ihn sammt dem Sarge hinein; es war dieselbe, wo früher die Mutter und bald darauf auch das Kind Zuflucht fanden.

Beide umschlangen nun das leere Behältniß, worin der geliebte Todte noch vor wenigen Minuten gelegen hatte.

Drüben kehrte die Zofe von der Pfarre zurück und brachte die Botschaft, das Geläute werde, wenn Frau

Schickenberg es wünsche, unterbleiben; sie möge sich's aber überlegen, ob es christlich sei, an der Leiche ihres Gatten Bosheiten zu üben. Es sei mittlerweile für den Verstorbenen der ganze Kondukt angeordnet worden, ob sie auch dagegen Einwendungen erhebe?

Die Witwe schäumte vor Wuth, daß man ihr auch damit zuvorgekommen war.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

In dem Sterbehause herrschte Ruhe.

Es war Nacht.

An der Leiche des reichen Hausherrn wachten und beteten zwei arme Weiber, Mitglieder jener wackeren Garde, welche die Reichen immer aufmarschiren lassen, wenn sie sich den Eintritt in den Himmel durch fremde Gebete erkämpfen wollen, als ob der liebe Gott nicht wüßte, daß diese Gebete erkauft werden.

Die Witwe hatte sich zu Bette begeben und ahnte nicht, was im Leichenzimmer vorging.

Dort befanden sich nicht blos zwei, sondern drei Frauen und ein Mädchen, und alle Vier flehten für das Seelenheil des Hingeschiedenen.

Gott im Himmel mag's wissen, welche unter diesen vier Armen die ärmsten waren, ob jene, die für ihr Beten bezahlt wurden, oder diese, welche die Liebe und der bitterste aller Schmerzen, das Gefühl der Verlassenheit, dazu veranlaßte.

Als der Morgen zu grauen begann, erlitt die Szene eine unvermuthete Umwandlung.

Die Witwe, durch irgend einen Zufall erwacht, wollte sich überzeugen, ob die „armen Leute“ auch ihre Schuldigkeit thaten.

Sie nahm also eine Kerze und schlich hinüber nach dem Leichenzimmer.

Ein Wuthschrei verkündete ihre Anwesenheit.

Die vier Beterinnen erstarrten.

Ich bin verrathen, verkauft, kreischte die Schickenberg, Jedermann belügt mich, Alle betrügen mich!

Und an's Fenster springend, riß sie es auf und rief auf die Straße hinab:

Polizei, zu Hilfe, zu Hilfe!

Polizei fand sich nicht ein, wohl aber kamen Hausbewohner heraufgeeilt und später auch der Hausmeister, allein Jene, welche Schuld an dem Lärm trugen, waren, während die Witwe am Fenster stand, schleunigst davon geeilt.

Sie müssen sich noch im Hause befinden, rief die Witwe, als sie deren Entfernung wahrnahm, sucht sie und arretirt sie. Und Ihr — wendete sie sich zu den armen Weibern — Ihr waret auch mit einverstanden, ich will Euch nicht mehr, macht, daß Ihr fortkommt!

Das Resultat dieses neuen Skandals war, daß die Hausfrau, um sich vor fernerem Verrathe zu schützen, das Leichenzimmer verschloß und den Schlüssel nicht mehr aus den Händen gab.

Mutter und Tochter waren nicht mehr im Hause zu finden, sie hatten sich der Wuth der gekränkten Witwe entzogen.

Am zweitfolgenden Tage fand das Leichenbegängniß statt und ging ohne Störung vorüber.

Der Kampf der gegeneinander erbitterten Frauen schien
det.

Wer aber diesen Schein für Wirklichkeit nahm, kannte
er die Schwächen noch die Leidenschaften der Frauen-
zen.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Am ersten Jahrestage des Todes Schickenberg's erhielt
sen Witwe einen Brief folgenden Inhalts:

Madame!

Heute ist's ein Jahr, daß Sie den Gatten verloren haben und ich den Vater meines Kindes.

Ich würde Sie daran nicht erinnern, wenn ich mich nicht im Besitze jener Todtentruhe befände, die Sie für den Verewigten kaufen ließen.

Jetzt, da Sie das Geschehene nicht mehr ändern können, darf ich es Ihnen ohne Gefahr sagen, daß Ihr Gatte in dem von mir besorgten Sarge ruht.

Ich frage Sie demnach, wünschen Sie Ihr Eigenthum zurück, oder erlauben Sie, daß ich, an deren Leben ein unheilbares Uebel nagt, es aufbewahre und für mich benütze?

Antonia Stoll.

Darauf lief folgende Antwort ein:

Madame!

Ich bin angenehm erfreut, Ihnen mit dem bewußten Gegenstande dienen zu können, noch mehr würde ich es

sein, wenn ich dasselbe auch für Ihre Tochter thun könnte.

Aloisia Schickenberg.

In Folge dieser Antwort erhielt die Witwe folgendes Schreiben:

Madame!

Ich freue mich von ganzer Seele, Ihnen melden zu können, daß meine Eva sich vollkommen wohl befindet; vor der Hand müssen Sie sich also schon mit einer halben Freude begnügen.

Meine Tage sind gezählt.

Meine Tochter hat zwar von ihrem Vater — ohne seine Schuld — nichts erhalten, desto reicher habe ich sie bedacht.

Sie erbt von mir meinen ganzen Haß, meinen erbittertsten Ingrimm und meine bisher unbefriedigte Rache.

Nehmen Sie sich in Acht, Madame, das Kapital ist groß genug, drei Hausfrauen zu Grunde zu richten und wenn jede dreimal so reich wäre wie Sie!

Antonia Stoll.

Damit hatte dieser interessante Briefwechsel ein Ende.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die in ihrem Rechte durch die Pflichtverletzung ihres Gatten lang und schwer gekränkte Frau, ihr gegenüber die Schranken der Sitte überspringende Nebenbuhlerin, jene fußend auf dem Boden der Legitimität, diese sich stützend auf die Gewalt revolutionär vollbrachter Thatsachen, beide

ch bekämpfend an der Leiche des Mannes, welcher dort
Verpflichtungen eingegangen und den Eid gebrochen, hier
die Revolution hervor- und die Gewalt der Thatsache in's
Leben gerufen hatte, das ist ein Bildchen aus dem lieben,
gemüthlichen alten Wien, das ist

die Geschichte aus der vormärzlichen Zeit,

die einem Theile der Ereignisse, welche wir erzählen werden,
als Ursprung dient.

Ende des Vorspieles.



Erstes Kapitel.

Zwei Brautpaare, eines zu Wagen, eines zu Fuß.

Wer sich mit dem Studium von Wiener Straßenfiguren befaßte, konnte noch vor wenigen Jahren auf den verschiedenen Kirchenplätzen der Residenz an gewissen Tagen des Jahres ein „Weib aus dem Volke" sehen, welches, je nach der Zeit, gestützt auf die Untrüglichkeit des Kalenders, einen sehr gemischten Handel trieb.

Ihrer eigentlichen Abstammung nach war die Alte ein „Urthelweib," das heißt eine Frau, welche einst fünf Minuten nach jeder Hinrichtung — manchmal sogar früher — in den Straßen Wiens die „ganz neuche B'schreibung von dem Raubmirder" ausrief, der eben draußen bei der Spinnerin am Kreuz aufgeknüpft worden war.

Da man aber von der ausschließlichen Thätigkeit des Scharfrichters allein nicht leben kann, so hatte die industriöse Frau ihren Erwerb auch auf den Verkauf jener schöngeistigen, löschpapiernen Druckerzeugnisse ausgedehnt,

da heißen: „Von den 10,000 Jungfrauen, die im
ng keinen Mann kriegt haben und den Stephansthurm
mußten,“ oder: „Von dem erschrecklichen Erdbeben
sabon,“ oder: „Von der grauslichen Mißgeburt mit
Kopf ohne Maul und Einem Aug',“ welche Ver-
lichungen sich nicht nur durch ihre klassische Form,
rn auch durch reizende Illustrationen auszeichneten und
den lieben Wienern für nur Einen Groschen Wiener
rung per Stück gierig gekauft wurden.

Aber die Meyerin — so hieß die Frau, von welcher
sprechen — dehnte ihre Erwerbsquellen noch weiter aus.
Zu Allerheiligen verkaufte sie an den Kirchenthüren
chskerzen, zur Firmungszeit auf dem St. Stephansplatze
ße Seidenbändchen, während der Fasten fromme Gesänge,
Zeit der Wallfahrten allerlei Heiligenbilderchen u. s. w.
Wo es einen Kirchtag gab, dort fand man auch die
au Meyerin mit ihrem fliegenden Kram, und zur Zeit,
wir sie kennen lernen — es ist im November 185* —
sie eine sonnverbrannte rüstige Sechzigerin, die mit ihrem
st orientalischen Kopfputz — sie trug ein phantastisch um-
schlungenes, gelbes Kopftüchel — maurische Ahnungen
nflößte, und die vor der Paulanerkirche in der Vorstadt
Wieden ihren frommen Handel trieb.

Es war an einem Sonntage Nachmittags um die
Vesperzeit.

Drei daherrasselnde Kaleschen zogen die Aufmerksamkeit
Aller, die vor der Kirche verweilten, folglich auch die der
Meyerin auf sich.

Die Wagen hielten vor der Kirchenthüre und heraus
stiegen Herren und Frauen — die, das vermochte man ohne
Mühe zu errathen, einen Trauungszug bildeten.

Die Braut war eine bejahrte, stattliche Frau, im
zimmetfarbigen Atlaskleide, strotzend von Spitzen und
Schmuck. Man konnte ihr die reiche Hausfrau von der
Toilette herablesen.

Der Bräutigam war ein junger schmächtiger Herr, das blonde Haar künstlich gekräuselt. Er trug Gilet und Kravate von weißem Atlas, schwarzes Beinkleid und ditto Frack, kurz, er war elegant herausstaffirt, aber wie gesagt, so auffallend jung, daß er füglich der Sohn seiner Braut hätte sein können.

Dieser Umstand gab den Zusehenden Gelegenheit zum Kopfschütteln und zu allerlei boshaften Bemerkungen.

Die Meyerin, um sich zu informiren und ihre erwachte Neugierde zu befriedigen, ließ sich mit einem der Kutscher in ein Gespräch ein, welches ungefähr wie folgt lautete:

Na also, siehst es, begann die Frau vom Stande, es wird also wieder ein Ehepaar mehr auf der Welt geben!

Es hat lang genug gebraucht, bis es zusammengekommen ist! versetzte der Kutscher.

Wo hat's denn gesteckt?

Er hat nicht anbeißen wollen.

Warum denn nicht?

Meine Gnädige war ihm nicht jung, vielleicht auch nicht alt genug.

Teuxel hinein, sie könnt' ja kommod seine Großmutter sein! Wie alt ist sie?

Einen Fünfundfünfziger wird sie schon auf dem Bucket haben!

Und er?

Fünfundzwanzig!

Das wär' g'rad' die Kompagniestraf'.

Der Kutscher lachte und versetzte:

Es wird schier eine Straf' herauskommen, vielleicht für alle Zwei in Kompagnie, wahrscheinlich aber mehr für sie wie für ihn. Es geschähe ihr aber schon recht; man hat ihr auf allen Seiten von dem Grasel abgerathen, es war aber umsonst, sie ist ganz vernarrt in ihn, und wenn einmal eine Alte rapplet wird, halten zehn Ochsen sie nicht auf.

Wie heißt denn der junge Grasel?

Adolf Linker. Er war ein armer Schreiblehrer. Und weil er so schön schreiben kann, hat ihm meine Gnädige ihr Haus verschrieben.

Sie ist also eine reiche Hausfrau, hab' mir's gleich gedacht! Wie heißt sie?

Aloisia Schickenberg.

Bei diesem Namen zuckte die Meyerin zusammen und ließ ein langgedehntes „So?“ vernehmen, dann machte sie die wenigen Schritte, die sie von ihrem Kram trennten, zurück, und murmelte vor sich hin:

Das muß ich, wie ich nach Haus komm', der Everl erzählen, die wird ein paar kuriose Augen machen!

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Einige Minuten später kamen vor der Schleifmühlgasse herüber vier Personen, die offenbar zusammengehörten.

Voran ging ein junger Mann mit einem Mädchen und hinter ihnen schritten zwei Männer daher.

Keine sterbliche Seele würde es diesen Leuten angesehen haben, daß sie ebenfalls zur Trauung gingen, wenn nicht das Haupt des Mädchens mit einem Kranz geschmückt gewesen wäre. Dieser verrätherische Kranz lenkte Aller Augen auf die Gruppe, und, in der That, es lohnte sich der Mühe, die Leutchen zu betrachten.

Braut und Bräutigam mochten in der Mitte der Zwanzig stehen und trugen eine höchst hochzeit- und november-widrige Toilette zur Schau.

Das Mädchen hatte ein abgeschossenes blaues Kleid und eine dunkle Mantille von schwarzem Thibet an; wäre nicht der Kranz in den Haaren gewesen, man hätte meinen müssen, das sonst nicht üble Geschöpf sei eben im Begriffe, sich nach irgend einem Dienstbureau zu begeben, um dort eine Dienststelle zu suchen.

Ihr Bräutigam trug einen Rock und ein Beinkleid, die einst schwarz waren, die aber, weil sie bei verschiedenen Eigenthümern eine Kapitulation bereits ausgedient hatten, sich eines grauen Alters erfreuten und fadenscheinig ihre letzten Tage verlebten.

Die beiden Beistände waren gutmüthige und behäbige Wiener Bürger, wie man sie an Sonntagen zu Tausenden mit ihren Familien die Linien der Residenz passiren sieht, um d'raußen dem Heurigen zu huldigen.

Der eben skizzirte ganz einfache Hochzeitszug, der einen grellen Kontrast zu dem vorhin beschriebenen bot, erregte aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit der vor der Kirchthüre stehenden Leute. Wie früher Kopfschütteln, konnte man jetzt bei Manchen ein mitleidiges Lächeln wahrnehmen, und die Meyerin, die ebenfalls zu den Letzteren gehörte, murmelte vor sich hin: Na, da schaut auch nicht viel heraus! Und sie hatte recht, wozu übrigens kein besonderer Scharfblick nöthig war.

Die Trauungs Ceremonien in der Kirche gingen ohne Anstand vorüber, und es verdient nur noch erwähnt zu werden, daß die alte reiche Hausfrau und ihr junger Gatte mit freudestrahlenden Blicken herauskamen, ihre Kalesche bestiegen und fortrasselten, während das letztere Brautpaar mit verweinten Augen auf die Straße trat, und der Bräutigam, vermuthlich in der Freude, die Geliebte seiner Seele endlich sein zu nennen, vergessen hatte, Gebühren und die übrigen Trinkgelder zu entrichten, welche Auslagen von den Beiständen, gleichsam als eine selbstverständliche Verpflichtung, bestritten wurden.

Vor der Kirche begaben sich diese vier Personen in ein nahes Gasthaus, wo das Hochzeitsmahl eingenommen wurde, welches wieder von den Beiständen gemeinschaftlich bestritten wurde. Die Leutchen unterhielten sich honnet und anständig, man sprach von allerlei Dingen, nur nicht — das war allerdings auffallend — von der Zukunft des jungen Ehe-

paares. Nach eingenommenem Mahle — die Nacht war mittlerweile herangebrochen — erhob man sich und verließ das Gasthaus.

Die Beistände begleiteten das junge Paar noch eine kurze Strecke; als man aus der Schleifmühlgasse heraus zu dem ehemaligen Theatersteg in der Nähe des Wiedner Theaters kam, machten die Ersteren Halt und der eine von ihnen, ein ehrsamer Wichsmacher, Namens Josef Balk, sagte:

So, mein lieber Karl, wir haben unsere Schuldigkeit gethan, jetzt behüt' Gott und sein's mit Ihrer Frau recht glücklich!

Aehnliches wünschte auch der andere Beistand; das junge Ehepaar fand an diesem Abschiede unter freiem Himmel nichts auszusetzen, dankte herzlich für den empfangenen Liebesdienst, man drückte sich wechselseitig die Hände und schied.

Als Karl mit seiner Frau allein war, nahm er ihren Arm in den seinigen und sagte herzlich:

Meine theure Kathi, jetzt sind wir Mann und Weib, wir werden, so Gott will, recht gut mit einander leben, aber *wo werden wir heute Nacht schlafen?*

Wenn ein Ehepaar so eben vom Hochzeitsmahl kommt, und der Mann unter freiem Himmel, notabene im November an seine Frau die Frage richtet: Wo werden wir heute Nacht schlafen? so ist das — man wird es willig zugeben — so auffallend, ja sogar so merkwürdig, daß es dringend geboten erscheint, den Leser über die Möglichkeit einer solchen Situation aufzuklären, und das wollen wir sogleich thun; wir werden uns dabei auf's Kürzeste fassen, wenige Zeilen werden dazu genügen.

Zweites Kapitel.

Eine interessante Brautnacht.

Karl Leicht war durch mehrere Jahre bei einem Buchhändler als Kommissionär in Dienst. Hier lernte er seine jetzige Gattin kennen, die ebenfalls dort diente, und da Beide ehrlich und fleißig waren, so gab ihnen der Buchhändler auf ihr Bitten das Erwerbszeugniß, ohne welches eine Heirats-Lizenz nicht zu erhalten ist.

Gerade der Fall, wie wir ihn so eben schildern, und der nicht nur vollkommen wahr ist, sondern der auch keineswegs vereinzelt dasteht, gerade dieser Fall beweist, daß die üblichen Heirats-Lizenzen rein illusorisch sind, und daß sie den Zweck, um dessentwillen sie bestehen, keineswegs erfüllen.

Wir selbst kannten in früheren Jahren aus persönlicher Anschauung mehrere Paare, denen die Heiratsbewilligung versagt worden war, und die gerade durch ihr Zusammenleben in wilder Ehe den Beweis herstellten, daß sie fähig waren, sich zu ernähren, während Andere, die durch unterschiedliche Protektionen und Verhältnisse Heirats-Lizen-

zen erhalten hatten, bald nach eingegangener Ehe erwerbslos dasaßen.

Im Vormärz ging man bei Ertheilung der Ehebewilligungen sehr rigoros vor, gegenwärtig ist man davon abgekommen; aber weil jetzt in Wien Lizenzen ohne erhebliche Schwierigkeit ertheilt werden, ist nicht einzusehen, warum sie überhaupt noch bestehen. In großen Städten, wo man nicht in der Lage ist, die Verhältnisse Aller genau kennen zu lernen, sind sie vollständig überflüßig, und auf dem Lande, wo sie dem Egoismus einzelner Gemeindeglieder, ja sogar ganzer Gemeinde dienen, sind sie aus staats- und aus moralischen Gründen höchst schädlich. Die Aufhebung der Heirats- Lizenzen ist daher dringend zu wünschen.

Noch hatte Karl Leicht die Bewilligung der Ehe nicht erhalten, als er schon daran dachte, selbstständig zu werden und irgend ein Geschäft anzufangen. Er und seine Geliebte besaßen einige hundert Gulden, die sie mühsam erspart hatten. Diese sollten zum Quell ihres künftigen Lebensunterhaltes werden. Sie gingen mit der Idee um, eine „Greißlerei" oder einen „Mehlhandel" zu etabliren, Karl inklinirte zu der ersteren, Katharina zu dem letzteren. Während sie im Entschluße noch schwankten, machte Karl die Bekanntschaft eines stadtbekannten Mäklers, eines sogenannten „Geschäftskanzlei-Besitzers", dessen Name in allen Inseratenspalten prangte.

Es ist hier nicht der Ort, in die Art und Weise, wie dieser Herr, Schönberg, so hieß der Mann, sein Geschäft betrieb, näher einzugehen; der Leser wird es wahrscheinlich später erfahren; er versprach Leicht goldene Berge.

Sechs bis achthundert Gulden, sagte er zu Leicht, sind bei jetziger Zeit schon ein Kapital, mit dem man was ausrichten kann, aber es ist vor Allem nothwendig, daß Sie sich anständig repräsentiren; das können Sie nun nicht, so lange Sie als dienende Person dastehen, Sie müssen sich als Privatier vorstellen können, darum treten Sie aus dem Dienst, miethen Sie ein hübsch möblirtes Zimmer zur

Wohnung, dann werde ich Sie zum Kompagnon einer im besten Betriebe stehenden chemischen Farben-Fabrik machen.

Zur Bestätigung seines Versprechens führte Schönberg unseren Fabriks-Kandidaten nach der Mariahilfer Hauptstraße, zeigte ihm dort einen Laden, dessen Aufschrift wörtlich lautete: „Chemische Farben-Fabrik des Bernhard von Bergfeld," und setzte hinzu: Ehe vierzehn Tage vergehen, sollen Sie Kompagnon dieser Fabrik sein, und sind Sie erst verheiratet, so wird es Herrn von Bergfeld, der sich hoher Verbindungen erfreut, nur wenige Gänge kosten und Sie werden als etablirer Gesellschafter fungiren. Aber behalten Sie das Ganze für sich, sonst kommt ein Anderer und schnappt Ihnen das fette Geschäft vor der Nase weg.

Leicht schwieg stille wie das Grab; seine Geliebte war die einzige Person, welcher er das bevorstehende Glück anvertraute, Kathi war entzückt und willigte in Alles, was ihr künftiger Gatte unternahm.

Ehe vierzehn Tage vergingen, hatte Karl den Dienst verlassen und ein hübsch möblirtes Zimmer bezogen; einige Tage später wurde er vorläufig „stiller Gesellschafter" der chemischen Farben-Fabrik des Herrn Bernhard von Bergfeld.

Wenige Worte über das Aussehen dieser Fabrik werden genügen, sie in's wahre Licht zu stellen. Der Laden enthielt in Töpfen, Gläsern und Schachteln zum Verkaufe ausgestellte Farben. Aus dem Laden trat man in ein Zimmer, welches angeblich den Dienst des Fabriks-Lokales versah. Daneben befand sich ein Kabinet mit der prunkenden Aufschrift „Komptoir;" daß Herr Bergfeld hier auch wohnte, daran war, wie er sagte, blos der Umstand Schuld, daß er bisher für sich keine passende Wohnung gefunden hatte.

Karl Leicht glaubte, wer weiß wie klug und vorsichtig zu Werke zu gehen, wenn er mit Herrn von Bergfeld unter vier Augen Alles schriftlich abmachte, worauf er ihm seine und seiner Geliebten Ersparnisse einhändigte.

das Bett bereits wieder belegt ist. Ich sehe nicht ein, warum wir da lange herumstudiren; in Deiner Fabrik wird sich wohl, wenn auch kein Bett, so doch ein Plätzchen für uns finden.

Ja, wenn ich den Schlüssel hätte.

Wie, Du bist Kompagnon des Geschäftes und hast keinen Schlüssel?

Liebe Kathi, es gibt nur Einen Schlüssel zum Geschäftslokal und den hat Herr von Bergfeld bei sich.

Die junge Frau schüttelte den Kopf und sagte:

Es ist wirklich nicht schön von Deinem Kompagnon, daß er gerade heute sich nicht sehen ließ und sein Wort nicht hielt.

Du mußt ihn entschuldigen, liebe Kathi, er war gewiß durch Geschäfte verhindert zu kommen.

Wenn er verhindert war, selbst zu kommen, hätte er wenigstens das Geld senden sollen; uns am Hochzeitstage in Stich zu lassen, das ist wirklich nicht nobel.

Unsere Beistände kennen mich und haben uns aus der Verlegenheit geholfen.

Du hast aber gehört, was der Eine von ihnen, der Herr Wichsfabrikant Balk, gesagt hat.

Was hat er gesagt?

Er sagte: Lieber Herr Leicht, mir scheint, Ihr Kompagnon, dieser Herr von Bergfeld, ist ein Grasel!

Karl lachte und erwiederte:

Ich erinnere mich, daß er ihn so nannte, aber er meinte es nicht im Ernste.

Katharina fuhr fort:

Dazu hat dann der andere Beistand, der Herr Schustermeister Debelka, bemerkt: Nicht nur der Herr von Bergfeld, sondern auch der Geschäftskanzlei-Besitzer Schönberg scheint mir ein Grasel zu sein. Sie sind in die Klauen einer Räuberbande gerathen. Mit dieser Aeußerung scheint es dem Beistande wirklich Ernst gewesen zu sein.

Liebe Kathi, Du vergißt, daß Herr von Bergfeld ein „Herr von“ ist.

Weißt Du das gewiß?

Es steht deutlich auf dem Schild und auch die Briefe und Unterschriften weisen es aus.

Dann muß es wohl wahr sein, versetzte die junge Frau, aber deshalb können unsere Beistände doch recht haben, auch ein „Herr von“ kann ein Grasel sein.

Karl lachte hell auf und sagte:

Ich kann Dir nicht widersprechen, Du wirst Dich aber überzeugen, daß dem nicht so ist. Doch, wir sprechen da ein Langes und Breites und wissen noch immer nicht, wo wir heute Nacht schlafen werden.

In meiner Wohnung! antwortete eine Männerstimme, und ein Herr trat an das Ehepaar heran.

Karl und Katharina erschracken und schauten den Fremden an.

Dieser fuhr fort:

Ich habe Ihr Gespräch belauscht, weiß somit die Verlegenheit, worin Sie sich befinden; ich befand mich auch zufällig in der Kirche, als Sie getraut wurden; ich kenne Sie zwar nicht, aber das Gehörte bietet mir die Gewißheit, daß Sie ehrlich sind; das genügt, kommen Sie mit mir.

Die jungen Eheleute sahen sich fragend an, endlich sagte Karl:

Ich denke, liebe Kathi, wir nehmen das Anerbieten des Herrn an.

Sie sind wirklich sehr gütig, wendete sich die junge Frau zu dem Herrn, wenn wir auch nur wüßten, wem wir —

Besorgen Sie nichts, Sie werden bei mir gut aufgehoben sein, das heißt, blos was die Wohnung betrifft, zu was Anderem verpflichte ich mich nicht. Es wäre aber auch das möglich — wenn — doch sagen Sie mir, Herr

Karl — so heißen Sie ja, wenn ich vorhin recht gehört habe — rasiren Sie sich selbst?

Diese Frage war allerdings geeignet, den Kompagnon des Herrn von Bergfeld zu frappiren; er beantwortete sie indessen bejahend.

Wenn Sie sich selbst rasiren, fuhr der Andere fort, dann verstehen Sie vielleicht auch Rasirmesser abzuziehen?

Zufällig versteh' ich auch das!

Jetzt kommen Sie erst recht mit mir.

Sind Sie etwa gar ein Zirkelschmied oder ein Schleifer? fragte Karl verwundert.

Ach Gott, versetzte der Andere mit einem Anstrich von Melancholie, wenn ich ein Zirkelschmied oder Schleifer wäre, dann stünde es anders mit mir, so aber bin ich nur Subaltern-Beamter im Ministerium des Innern. Jetzt kommen Sie, es ist Zeit nach Hause zu gehen.

Nach diesen Worten trat er seinen Heimweg an; das junge Ehepaar folgte ihm.

Der Subaltern-Beamte im Ministerium des Innern, der sich der obdachlosen Eheleute annahm, wohnte auf der Laimgrube in der Rothgasse in dem Hause, welches wir zur „grünen Säule“ beschilden wollen und wohin wir uns unverzüglich begeben, da wir dort auch noch andere Personen unserer Erzählung treffen werden.

Drittes Kapitel.

Bei der Familie Wollenberg.

Der Beamte im Ministerium des Innern, der es bedauerte kein Messerschmied oder Schleifer zu sein, hieß Friedrich Wollenberg. Er war erst seit fünf Jahren vermält, erfreute sich aber doch bereits eines so reichlichen Ehesegens, daß dieser mit dem sonstigen Segen der Familie allerdings in einigem Widerspruche stand.

Die Familie Wollenberg hatte im Hause zur „grünen Säule“ in der Kothgasse eine Hofwohnung inne, die sich im zweiten Stocke befand.

Die Räumlichkeit war für sechs Personen sehr beschränkt, aber man muß sich strecken nach der Decken, und das verstanden die Wollenberg vortrefflich.

Die Wohnung bestand aus Küche, Zimmer und Kabinet, und selbst davon wurde das letztere noch vermiethet. Die ganze Familie: Vater, Mutter und vier kleine Kinder waren daher auf das eine Zimmer angewiesen; das war allerdings sehr beschränkt, aber, wie gesagt, man muß sich strecken nach der Decken, und diese war leider sehr kurz. Wollenberg be-

zog nur 800 Gulden Gehalt, für eine Familie von sechs Personen gerade genug, um nicht hungern zu müssen.

Als Friedrich Wollenberg mit dem vor wenigen Stunden getrauten, obdachlosen Ehepaare in seine Wohnung eintrat, saß seine Familie um den Tisch herum. Das jüngste Kind, ein Jahr alt, befand sich eingemummelt in einem Kinderstuhle. Auf dem Tische brannte eine Küchenlampe, die der Gattin Wollenberg's zu der Frauenarbeit, womit sie eben beschäftigt war, das karge Licht lieferte.

Beim Anblicke der Fremden, die ihrem Gatten auf dem Fuße folgten, erschrack die junge Frau ein wenig und verbarg die Arbeit in ihrem Schooße, aber schon hatte Wollenberg es bemerkt und sagte rasch und schneidend:

Warum verbirgst Du das Hemd, liebe Emilie, an dem Du eben flickst? Zerrissene oder verwaschene Hemden am Leibe tragen ist eine Schande, weil sie eine unwirthschaftliche Hausfrau verrathen, aber sorgfältig geflickter Wäsche braucht man sich nicht zu schämen, wenn alle Welt weiß, daß man redlich dem Staate dient und nur 800 Gulden Gehalt bezieht. Unsere Exzellenz, der Herr Minister, beten täglich einige Stunden in Hochdero Hauskapelle, vielleicht erflehen sie einmal vom Himmel das Wunder, daß kein Subaltern-Beamter geflickte Wäsche zu tragen nöthig haben wird.

Nachdem Wollenberg diese Worte mit Bitterkeit gesprochen hatte, änderte er den Ton und fuhr fort, indem er das junge Ehepaar seiner Frau vorstellte:

Liebe Emilie, in diesen beiden Personen stelle ich Dir ein heute Nachmittags getrautes Ehepaar vor, welches ohne Obdach ist, Herrn Karl und Frau Katharina — der Familienname ist mir noch unbekannt. — Du schaust mich verwundert an — mäßige dein Staunen, bezähme deine Neugierde; im Verlaufe des Abends wirst Du Alles erfahren und meinen alten Spruch abermals bestätigt finden, daß ein großer Theil der Menschheit fleißig sein muß, damit der

kleinere nichts zu arbeiten braucht, und daß die ehrlichen Leute blos deshalb auf die Welt gesetzt wurden, um von den Spitzbuben betrogen zu werden.

Und zu dem mitgebrachten Ehepaare gewendet, sagte er, indem er auf die Kammerthüre wies:

Da d'rinn können Sie einstweilen wohnen. Vielleicht bringt Ihnen diese Kammer ebenfalls so viel Glück wie ihrem letzten Bewohner, der ein armer Schreiblehrer, Namens Adolf Linker, war, und der aus dieser Kammer heraus Bräutigam einer alten reichen Hausfrau geworden ist. Er wurde ebenfalls heute vor Ihnen in der Paulanerkirche getraut.

Frau Wollenberg machte die Bekanntschaft ihrer Afterpartei, indem sie sagte:

Da mein Mann Sie in's Haus brachte, so hege ich keinerlei Mißtrauen in Bezug auf Ihre Ehrlichkeit, und hoffe, daß wir uns gut mit einander vertragen werden.

Karl und seine Gattin versicherten die Beamtensgattin, daß sie beide derselben Ueberzeugung seien, womit die Vorstellung beendet war und das junge Ehepaar sich in die Kammer begab.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später finden wir die Szene in Wollenberg's Zimmer geändert.

Die Kinder waren zur Ruhe gebracht worden und nur die beiden Eheleute saßen am Tische.

Emilie war noch wie früher mit dem Ausbessern der schadhaften Wäsche beschäftigt.

Wollenberg brachte aus einer Lade eine hölzerne Schachtel hervor, stellte sie vor sich auf den Tisch und sagte:

Sie haben uns ersucht, Ihren Hochzeitsabende mit uns zubringen zu dürfen, um uns Ihre Lage ausführlich mitzu-

theilen und dann meinen Rath zu erbitten. Ich bin mit Vergnügen dazu bereit, denn indem ich Sie anhöre, kann ich meine Arbeit verrichten, verliere folglich keine Zeit, was bei mir die Hauptsache ist. Sie müssen nämlich wissen, daß ich mir einen kleinen Nebenverdienst eingerichtet habe. Meine Gattin kann, da wir ein Dienstmädchen zu halten nicht in der Lage sind, neben vier Kindern keine fremde Arbeit unternehmen; es ist daher an mir, einige Kreuzer außer meinem Gehalte in's Haus zu bringen. Ich bin nicht ungeschickt, ich hätte im Französischen Unterricht ertheilen können, aber Lehrer und Stundengeber müssen in manchen Häusern Demüthigungen erfahren, und diesen wollte ich mich als kaiserlicher Beamter nicht aussetzen. Das Abschreibegeschäft trägt gar zu wenig ein, ich kam daher auf die Idee, Rasirmesser abzuziehen. Noth lehrt nicht nur beten, sondern auch Rasirmesser abziehen. —

Die Andern lächelten und Wollenberg fuhr fort:

Sie lächeln? Es ist auch komisch, wenn ein Mann, der dem Staate mit seinem Geiste dient, um nicht Noth zu leiden, für Geld Rasirmesser abziehen muß. Aber wissen Sie, wie ich auf die Idee gekommen bin? Ich will's Ihnen mittheilen! Ich rasire mich selbst, hatte aber meine Noth mit dem Messer abziehen. Vor einigen Jahren gab's in Wien nur zwei Schleifer, die darin ein verdientes Renommée besaßen, deshalb waren sie mit Arbeiten überhäuft; allein der Eine von ihnen war reich geworden und verkaufte sein Geschäft, der Andere starb. Ihre Nachfolger taugen nichts. Ich versuchte es bei allen möglichen Schleifern, bekam aber nirgends ein Messer nach Wunsch abgezogen; die Leute schienen sich nicht die nöthige Zeit zu nehmen. Endlich verlor ich die Geduld, kaufte mir einen Abziehstein und begann mich selbst in dem Geschäfte zu versuchen. Und siehe da, meine Messer schnitten vortrefflich, besser als je. Was Du an Deinem Messer thust, dachte ich, kannst Du auch mit einem fremden

thun, und so, Frau Königin, wurde ich, wie Percival in der „Griseldis" sagt, Rasirmesser-Abzieher.

Sie sehen, lachte Emilie, daß mein Mann trotz alledem die gute Laune noch nicht verloren hat.

Das rührt daher, versetzte Wollenberg, weil ich das Bewußtsein habe, mit meinem Nebengeschäfte meinen Mitmenschen Thränen zu ersparen, die sie vergießen würden, wenn sie sich mit schlecht abgezogenen Messern rasiren würde.

Während dieses Gespräches hatte Wollenberg die Chatouille geöffnet, nahm den sorgfältig in Lappen gewickelten Stein und ein Oelfläschchen heraus und begann eines der Messer abzuziehen.

Wie kommen Sie zu den Kundschaften? fragte Karl.

Das will ich Ihnen gleich erklären, antwortete Wollenberg; die Schwester meiner Frau ist in einer Tabaktrafik in der inneren Stadt als Ladenmädchen bedienstet. Eine Tafel vor dem Laden mit der Inschrift: „Hier werden Rasirmesser zum Abziehen übernommen," dient mir als schriftliche und meine Schwägerin als mündliche Reklame, und sie versteht's vortrefflich. Wenn ich's zu leisten im Stande wäre, ich bekäme täglich zwanzig Messer in's Haus. Deshalb frage ich Sie auf der Straße, ob Sie Rasirmesser abzuziehen verstehen? Da Sie die Frage bejahten, so sollen Sie deren genug bekommen; man verdient zwar nicht viel dabei, allein es ist doch etwas, und etwas ist immer besser wie gar nichts. Doch für heute genug von meinem Geschäfte, erzählen Sie uns nun von dem Ihrigen.

Karl Leicht leistete der Aufforderung Folge.

Da der Leser, was Karl zu erzählen hatte, bereits weiß, so brauchen wir blos die Ansicht mitzutheilen, die Wollenberg, als der Erzähler zu Ende gekommen war, über die Lage seiner Afterpartei aussprach.

Lieber Herr Leicht, sagte er zu ihm, ich rathe Ihnen an, schon morgen Früh mit dem Abziehen von Rasirmessern den Anfang zu machen, denn was Sie uns da erzählen, be-

weißt, daß Sie es sehr nothwendig brauchen werden. Ich will morgen an kompetenter Stelle sowohl über den Geschäftskanzlei-Besitzer Schönberg wie über Herrn von Bergfeld Erkundigungen einziehen und nach diesen wird sich dann mein Rath richten. Für heute genug, es ist eilf Uhr, jetzt wollen wir zur Ruhe gehen.

Man ging zu Bette.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Um die sechste Morgenstunde saß Friedrich Wollenberg wieder am Tische und zog Messer ab.

Um acht Uhr ging er in's Amt.

Da der Weg dahin an der Tabaktrafik, wo seine Schwägerin bedienstet war, vorüberführte, lieferte er ihr die geschärften Messer ab, und als er um drei Uhr Nachmittag aus dem Amte ging, holte er die wieder eingebrachten Arbeiten ab.

So ging es einen Tag wie den andern.

An demselben Nachmittage ereignete sich — bevor Wollenberg aus dem Amte nach Hause kam — in dessen Wohnung eine Szene, die wir sogleich erzählen wollen.

Viertes Kapitel.

Eva Stoll.

Frau Emilie Wollenberg nahm mit den Kindern täglich um zwölf Uhr das karge Mittagsmahl ein und reinigte hierauf ihre Küche.

An dem oberwähnten Nachmittage war sie damit gerade zu Stande gekommen, als ein junges Mädchen zu Besuche erschien.

Emilie hatte es kaum erblickt, als sie auch schon freudig überrascht ausrief:

Ah, was seh' ich! Everl, Du bist's?

Das Mädchen küßte Frau Wollenberg und erwiederte:

Wie Du siehst, liebe Mili, ich bin's mit Leib und Seele.

Die beiden Freundinnen, denn daß sie das waren, bezeugte die herzliche Art, wie sie sich empfingen, begaben sich in die Stube.

Die Angekommene war nach Art der Wiener Marchande-mode-Mädchen, aber sehr einfach gekleidet.

Mit Vergnügen, versetzte die Beamtensgattin, das Fräulein heißt Eva Stoll, ist meine Freundin und Modistin vom Geschäft.

Auf den gewesenen Zimmerherrn deutend, sagte sie zu Eva:

Herr Adolf Linker, bis gestern mein Zimmerherr, früher Schreiblehrer.

Bitte, Kalligraph.

Seit gestern reicher Hausherr auf der Wieden und seit Jahren ein gefährlicher Herr, vor dem sich jedes Frauenzimmer in Acht nehmen muß.

Linker lachte und rief:

Sie sind und bleiben die schöne boshafte Frau von Wollenberg.

Ach, versetzte Eva lachend, der Herr scheint also eine Art Grasel zu sein.

Nun lachten alle Drei.

Ach, Fräulein, nahm Linker das Wort, Sie belieben mich mit Unrecht einen Grasel zu nennen, Grasel war nie verheiratet, während ich seit gestern ein beklagenswerther Ehekrüppel bin, der von nun an auf heimliche Almosen angewiesen sein wird, die einzusammeln ich mir alle mögliche Mühe geben werde.

Hörst Du den Vogel pfeifen? fragte Frau Wollenberg.

Die Melodie klingt, versetzte Eva, besonders am ersten Tage nach der Hochzeit, recht hübsch.

Zum Kukuk, meine Damen, replizirte Linker, Sie thun mir wahrhaftig Unrecht. Man muß doch bei jeder Ehe auch auf die Umstände Rücksicht nehmen, unter denen sie geschlossen wurde. Ich dachte mein Lebtag an alles Mögliche, nur nicht an's Heiraten. Noch vor sechs Wochen war ich von dem Gedanken so weit entfernt wie von der Mongolei, obgleich meine Alte mich bereits seit fast sechs Monaten von allen Seiten blockiren und bombardiren ließ. Sie hat

einen förmlichen Narren an mir gefressen, ich weigerte mich, an den alten Knochen anzubeißen, meine Bekannten aber redeten mir so lange zu, bis ich einwilligte; natürlich mußte sie herhalten und verschreiben, daß ich jetzt mehr besitze, als ihr übrig blieb.

Kein Charakterzeichner der Welt hätte Herrn Linker besser zu schildern vermocht, als er es mit seiner Rede selbst that.

Eine solche Verderbtheit, eine solche Fülle von Frivolität, Gewissen- und Schamlosigkeit war den Frauen noch nicht vorgekommen.

Emilie schüttelte den Kopf, und Eva fragte ironisch:

Wer ist denn der alte Knochen, der jetzt Ihren Namen führt?

Eine Hausfrau.

Und ihr früherer Name?

Aloisia Schickenberg.

Eva fuhr erschüttert zusammen.

Die Wirkung, welche dieser Name bei ihr hervorbrachte, war eine so mächtige, daß sie ihre ganze Kraft aufbieten mußte, sich auf dem Stuhle, wo sie saß, zu erhalten.

Das bleiche Antlitz war glühend roth geworden, denn das Blut war ihr gegen den Kopf geschossen.

Um für diese auffallende Erscheinung ein anderes scheinbares Motiv zu finden, ließ sie ihr Tuch fallen, bückte sich darnach und stieß einen leisen Schrei aus.

Um Gott, was ist Dir? fragte Emilie besorgt.

Ich vergaß, daß ich mich nicht bücken darf, versetzte Eva, so oft ich's thue, fühle ich einen schmerzhaften Stich in der Brust, doch ist der Schmerz nur ein momentaner.

Da Linker sie ebenfalls bedauerte, sagte Eva zu ihm:

Ich danke Ihnen für die Theilnahme, mein Herr, und versichere Sie auch der meinigen. Sie sind in Wahrheit zu bedauern, denn Sie sind ein junger Mann, der ein besseres

Los verdient hätte, um von seiner Leichtfertigkeit geheilt zu werden. Ich kenne zwar Ihre Frau nicht, allein alte Weiber, die junge Männer mit ihrem Gelde verführen, rechtfertigen allemal das Schlimme, so man sich von Ihnen denkt. Zum Glücke leben Sie in keiner kleinen Stadt, wo jeder Schritt, den man thut, von aller Welt belauert und gekannt ist. In Wien verliert sich der Einzelne ohne Mühe, und die Glocken auf der Wieden schlagen niemals an, wenn es in der Leopoldstadt brennt.

Wohnen Sie in der Leopoldstadt? fragte Linker, aufmerksam geworden.

Ich wohne in der Alservorstadt.

Wird in der Alservorstadt nicht angeschlagen, wenn es auf der Wieden brennt?

Nie.

Dann wird auch umgekehrt auf der Wieden nicht geläutet, wenn in der Alservorstadt Feuer ist.

Zuverläßlich nicht.

Gehen Sie von hier direkt nach Hause?

Ja.

Darf ich Sie begleiten?

Bis an's Hausthor, weiter nicht.

Es wird mir ein Vergnügen sein, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Eva erhob sich, Adolf that dasselbe.

Emilie traute ihren Ohren nicht und glaubte zu träumen.

Sie sah bald die Freundin, bald ihren gewesenen Zimmerherrn an.

Eva reichte ihr zum Abschiede die Hand, Emilie fühlte, daß sie glühend heiß sei und zittere.

Adieu, liebe Emilie, sagte Eva mit einer Stimme, die hinlänglich ihre innere Aufregung verrieth; ich nähere mich dem Augenblicke, wo es mir möglich werden wird, den

Zweck meines Daseins zu erfüllen. Leb' wohl, grüß' mir Deinen Mann, Du wirst bald wieder von mir hören.

Eva —

Leb' wohl, ich fange an glücklich zu werden!

Sie ging davon, Adolf Linker folgte ihr.

Auf der Straße bot er ihr den Arm, Eva nahm ihn freundlich an.

Das that Adolf Linker am Tage nach der Trauung mit dem „alten Knochen," wie er seine Gattin nannte.

Der Leser mag aus dem Erzählten beurtheilen, ob man diesen Menschen mit Recht oder mit Unrecht einen Grasel nannte!

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Eva Stoll langte zu Hause an.

Mamsell Everl, sagte ihre Zimmerfrau zu ihr, Sie kommen heute später wie gewöhnlich nach Hause; ist Ihnen was zugestoßen?

Ja!

War's was Unangenehmes?

Ich hab' mir einen Liebhaber aufgefischt.

Das ist nicht Ihr Ernst. Ein braves Mädel, wie Sie sind, redet von einer so wichtigen Sach' nicht in einem solchen Ton.

Frau Meyerin, hören Sie mich an; was ich sagte, ist wahr. Es gibt von heute an wirklich einen Mann in Wien, dessen Geliebte ich sein werde.

Mamsell Everl, ist's möglich?

Lassen Sie mich ausreden, Sie werden Manches sehen, Manches hören, was Ihnen an mir ungewohnt vorkommen wird, lassen Sie sich von dem Schein nicht trügen, ich betheuere Ihnen, daß mein künftiges Verhältniß — doch, ich kann, ich darf nicht weiter sprechen — halten Sie von mir,

was Sie wollen, nur das Eine glauben Sie nicht, daß ich ein leichtsinniges Geschöpf bin.

Nach diesen Worten eilte sie in ihre Kammer, zündete eine Lampe an und verschloß die Thüre.

Die Stirn in die hohle Hand gestützt, setzte sich Eva an den Tisch und blieb eine Weile nachdenkend.

Leise Seufzer entschlüpften ihren Lippen.

Plötzlich ließ sie die Hände sinken, hob den Kopf, und ihr Auge fiel auf ein weibliches Porträt, welches ihr gegenüber an der Wand hing.

Es war das Bild ihrer Mutter.

Der Anblick jagte ihr das Blut in die Wangen, die Pupillen ihrer Augen phosphoreszirten wie die einer Katze.

Jetzt öffneten sich ihre Lippen und sie sprach:

Mutter, theure Mutter, ich hab' nicht vergessen, was ich Dir zuschwor, ich werde meinen Schwur lösen, so wahr ich Deine Tochter bin; ich werde Dich rächen an jener Frau, die Dein Leben vergiftet hat, die Dich dessen beraubte, was Dir gehörte, und die Schuld an Deinem und an meinem Leiden trägt. Ich werde uns rächen, Mutter, die Zeit dazu ist endlich gekommen; der Himmel selbst hat mir das Werkzeug dazu entgegen geführt!

Nach diesen mit feierlicher Stimme gesprochenen Worten begab sich Eva zur Ruhe.

Fünftes Kapitel.

Zwei Grasel.

Damit die Leser die nähere Bekanntschaft zweier Personen machen, die sie bereits obenhin kennen lernten, führen wir sie in das Bureau des Geschäftskanzlei-Besitzers Vinzenz Schönberg.

Dabei befinden wir uns in einer eigenthümlichen Verlegenheit; wir wissen nämlich nicht, wohin wir die Lokalität verlegen sollen.

In Wien haben während der Reaktionsepoche die Geschäftskanzleien in dem Maße zugenommen, als die Geschäfte abnahmen; es gibt daher wenige Gassen, wo sich nicht ein Geschäfts- oder Vermittlungs-Bureau befände.

Wenn wir nun unseren Herrn Schönberg, ohne Arges zu denken, hier oder dort einlogiren, wo sich zufällig eine derartige Kanzlei befindet, so wird gleich, da dieser Schönberg ein Grasel ist, der dort wohnende Agent auftreten und behaupten, wir haben ihn gemeint; denn es ist eigenthümlich, wenn die Sittenmaler tugendhafte Menschen zeichnen, so ist Niemand da, der mit Fingern auf Diesen oder Jenen als

Du mir nicht aus der Noth hilfst. Ich hab' meinem Kompagnon versprochen, ihm eine Wohnung zu besorgen.

Brüderl, hör' mich an, mit Deinem Kompagnon mußt Du mir aus dem Spiel bleiben; ich hab' Dir ihn verschafft —

Und hast dafür fünfundzwanzig Perzent bezogen.

Das Weitere kümmert mich nicht. Daß ich nicht in der Lage bin, Dir baares Geld zu borgen, kannst Du Dir denken.

Das hab' ich mir wirklich nicht gedacht. Uebrigens braucht es nicht baar Geld zu sein.

Du würdest auch Waare nehmen; glaub's wohl, aber ich besitze kein Waarenlager, kurz und gut, von mir hast Du nichts zu hoffen, aber vielleicht wieder durch mich.

Brüderl, ich erklär' mich mit Allem einverstanden, wenn's nur schnell genug hergeht, ich bin wirklich pressirt.

Einige Tage mußt Du Dich gedulden.

Teufel — einige Tage — dies sind für mich einige Ewigkeiten! Mein Kompagnon —

Brüderl, ich hab's Dir schon einmal gesagt, mir mit Deinem Kompagnon vom Hals zu bleiben. Es ist Deine Sache, Dich mit ihm abzufinden. Ich setze voraus, daß Du Dich vorgesehen hast, damit Du mit dem Staatsanwalt nichts zu thun bekommst; einen Civilprozeß zu führen, hat er kein Geld, folglich bist Du sicher vor ihm.

Weißt, Brüderl, ich möcht' es mit ihm nicht zum offenen Bruch kommen lassen; er ist ein Dummkopf, und dumme Leute kann man zu allerlei verwenden, vielleicht können wir ihn sogar als Werkzeug zu künftigen Manipulationen benützen.

Die Idee ist nicht übel, versetzte Schönberg, trachte also, ihn bei Laune zu erhalten.

Was hast Du im Sinn? Wie soll ich zu Geld kommen?

Ich hab' noch keinen endgiltigen Entschluß gefaßt. Vielleicht findet sich eine gute Partie für Dich.

Heiraten? rief der Edle von Bergfeld erschrocken.

Vielleicht verschaff' ich Dir noch einen Kompagnon.

Das laß' ich mir gefallen.

Vielleicht läßt sich Beides mitsammen vereinigen.

Brüderl, mit einer Heirat erweisest Du mir wirklich keinen Gefallen.

Du würdest also eine Partie mit 5000 Gulden Mitgift verschmähen? Bernhard, red' nicht so geschwollen, sonst werd' ich glauben müssen, daß Du noch dümmer bist wie Dein Kompagnon. Jetzt verlaß' mich, ich hab' Geschäfte. Heute Abends punkt halb sieben Uhr erwarte ich Dich.

Herr von Bergfeld verließ, von den angenehmsten Hoffnungen beseelt, die Geschäftskanzlei.

Er kannte seinen Freund Schönberg und wußte, daß er, wenn er nicht bereits ein Geschäft in's Auge gefaßt hätte, sich nicht so bestimmt ausgedrückt und ihm für den Abend keine Zusammenkunft gewährt haben würde.

Wir wollen sogleich erzählen, was sich an demselben Abende begab.

— — — — — — — — — — — —

Der Edle von Bergfeld fand sich zur bestimmten Frist bei Schönberg ein.

Dieser war bereits angekleidet und sagte statt des Grußes:

Ah, Du bist pünktlich; komm', begleite mich!

Und sie gingen.

Auf der Straße angelangt, sagte von Bergfeld:

Brüderl, jetzt laß' hören, wohin führst Du mich?

Wohin ich Dich führe, das wirst Du bald wissen, denn wir haben nicht weit dahin. Hoffentlich hegst Du keinen Verdacht, daß ich Dich verführe.

Bergfeld lachte auf und erwiederte:

Du bleibst immer der alte Spaßvogel. Es wäre aber vielleicht doch gut, wenn Du mich vorläufig ein wenig instruirtest, damit ich mich vorbereite.

Ist nicht nöthig.

Brüderl, in mir gewinnt die Ansicht immer mehr Boden —

Welche Ansicht?

Daß Du mich verheiraten willst.

Nun, und wenn dem so wäre?

Dann müßte ich Dir erklären —

Was denn? fragte Schönberg, als Jener stockte.

Ich müßte Dir erklären, daß ich keine alte Schachtel nähme, und wenn sie noch so reich wäre.

Dummkopf!

Brüderl, Du bist heut' sehr kurz angebunden!

Ich pflege das immer zu sein, wenn ich mit Leuten zu thun habe, die ihre fünf Sinne nicht beisammen haben. Jetzt aber hab' die Güte und halte Deinen Brotladen. Ich muß über Allerlei nachdenken, woran Du mich aber mit Deinem ewigen Fragen hinderst.

Von diesem Momente an schwieg Bergfeld, nahm sich vor, unaufgefordert kein Wort mehr zu verlieren und die ferneren Ergebnisse des Abends abzuwarten.

Die beiden Freunde gingen über die Windmühle hinab nach der Rothgasse. Von hier bogen sie nach der Dreihufeisengasse ab.

Bei der rückwärtigen Pforte des Theaters an der Wien ging Schönberg voraus und trat in den langen schmalen Korridor, der zur Theaterkasse führt.

Bergfeld folgte ihm und dachte: Er führt mich in's Theater!

Dem war auch so.

Nach kaum fünf Minuten saßen die Freunde zum Erstaunen Bergfeld's in einer Parterre-Loge.

Aus diesem Umstande glaubte der Edle schließen zu dürfen, daß es sich nicht um eine Heirat, sondern um einen Kompagnon handle.

Schönberg, dachte er, muß diesmal Großes im Plane haben. Offenbar hat er irgend einen Geldvogel in's Netz gelockt. Ich werde dessen Bekanntschaft hier in der Loge machen; das verleiht mir einigen Nimbus und wird meinem künftigen Kompagnon imponiren. Man muß es dem Schönberg lassen, er versteht das Geschäft aus dem ff. Ich will mich seiner würdig zeigen und eine Haltung annehmen, wie sie einem Fabrikanten zusteht, der ein „Edler von" ist.

Schönberg hatte aus dem Oberrocke einen Operngucker hervorgezogen und begann die Logenbesitzer zu mustern.

Von ihrem Eintritte in's Theater bis zum Schlusse des ersten Aktes wechselten die Freunde kein Wort miteinander.

Als aber der erste Akt vorüber war, gab Schönberg seinem Freunde das Fernglas und sagte zu ihm:

Sieh' doch hinüber nach der Parterre-Loge, die der unserigen vis-à-vis ist.

Bergfeld befolgte die Weisung.

In der Loge saßen zwei Damen, eine bejahrte Frau und ein Fräulein. Erstere mochte wahrscheinlich die Mutter, Tante oder sonst eine Verwandte der Letzteren sein.

Beide waren höchst elegant und werthvoll gekleidet.

Der Schmuck, den das Fräulein trug, werthete allein schon mehrere tausend Gulden.

Die Erscheinung der jungen Dame gehörte zu den reizendsten, die man sich nur denken kann.

Sie gehörte zu jenen Schönheiten, die nicht blos blenden, sondern auch fesseln.

Der Edle von Bergfeld brachte das Glas nicht von den Augen, er konnte sich an den Reizen der feenhaften Dame nicht satt sehen.

Als er endlich, um nicht aufzufallen, das Glas bei Seite legte, sagte Schönberg zu ihm:

Wie gefällt Dir das Fräulein?

Sie ist ein Engel.

Willst Du diesen Engel mit 6000 Gulden Mitgift heiraten?

Brüderl, welche Frage!

Antworte: Ja oder Nein.

Ja.

Willst Du mir 25 Perzent Deiner Mitgift verschreiben?

Mit Vergnügen.

Dann haben wir für heute ausgeredet.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die beiden Grasel, denn daß sie solche waren, wird man wohl nicht mehr bezweifeln, verließen nach dem zweiten Akte die Loge und das Theater.

Sechstes Kapitel.

Ein Spinnennetz, um einen Grasel zu fangen.

Es ist nun an der Zeit, dem Leser in das Verhältniß, wie es sich zwischen Eva Stoll und Adolf Linker in einem kurzen Zeitraume heranbildete, einen Einblick zu gewähren. — Da wir der Nothwendigkeit gehorchen, diese Erzählung nicht zu weit auszuspinnen, um sie dem Rahmen dieser Schilderung anzupassen, so müssen wir uns auf die Skizzirung einer Szenenreihe beschränken, die jedem andern Autor Stoff zu einem umfangreichen Buche bieten würde, wenn

er sich der Aufgabe unterzöge, die Momente von ihrer psychologischen Seite zu erläutern, die Seelenzustände zu schildern, das Kolorit der Szenen und deren Staffage im Detail auszuführen.

Das Alles verbietet uns die Furcht einen zu weitläufigen Roman zu schreiben; wir beschränken uns daher auf eine kurze dramatische Darstellung der Thatsachen, die aber an und für sich von solchem Inhalte sind, daß sie selbst in dieser mangelhaften Form, wie wir sie bieten, das Interesse der Leser erwecken dürften.

Wir beginnen also; der Leser möge uns mit Aufmerksamkeit folgen.

— — — — — — — — — — — —

Adolf Linker glaubte am ersten Abende, als Eva Stoll so willig seine Begleitung annahm, eine Modistin von der leichten Sorte vor sich zu haben, deren völlige Eroberung sich in wenigen Tagen werde bewerkstelligen lassen. Ihm standen ja Tausende zur Disposition, und „darüber geh'n diesen Mädel'n — wie Nestroy sagt — die Physiognomien aus'm Leim.“ Und Adolf Linke hatte seinen Nestroy gut inne.

Aber unser Grasel irrte sich.

Sein Anerbieten, als er dem Mädchen nach einigen Besuchen etwas verblümt seine Börse zur Verfügung stellte, wurde entschieden zurückgewiesen.

Wenn Sie meine freundschaftliche Hilfe nicht annehmen, sagte Linker wie gekränkt, dann manifestiren Sie damit, daß Sie mich nicht lieben.

Darauf erwiederte Eva:

Ich liebe sie jetzt auch noch nicht, denn wir kennen uns zu kurze Zeit, aber ich fühle, daß ich Sie lieben werde, und wenn Sie vernünftig sind, so werden Sie diese Zeit abwarten.

Linker wartete ab.

Die ersten Male sah man sich außerhalb des Hauses, dann erhielt Adolf die Erlaubniß, Eva in ihrer Wohnung zu besucheu, er machte hievon täglich Gebrauch, und die ganze Nachbarschaft der Meyerin wußte jetzt, daß das Everl einen Geliebten habe.

Nach der ersten Visite Adolfs bei Eva hatte diese eine kurze Szene mit ihrer Zimmerfrau.

Mamsell Everl, sagte die Meyerin zu dem Mädchen, Sie haben jetzt einen Geliebten?

Ja, ich habe einen.

Wissen Sie auch, daß dieser Geliebte der Mann der Frau von Schickenberg ist?

Liebe Zimmerfrau, versetzte Eva lächelnd, wenn Adolf der Gatte der Frau von Schickenberg nicht wäre, hätte ich ihn ja nicht zum Geliebten genommen.

Ich kann mir wohl denken, was Sie vor haben, aber ich bitte Sie, wohl zu überlegen, ob das, was Sie im Sinne führen, auch recht ist?

Darauf blitzte das Mädchen die Meyerin mit ihren gespenstigen Augen an und erwiederte:

Sie wissen, daß meine Mutter die Geliebte des Schickenberg war und daß ich seine natürliche Tochter bin. Sie wissen, daß mein Vater ohne Testament plötzlich starb und wir elend zurückblieben. Sonst wissen Sie nichts. Wenn Sie aber das, was Sie noch nicht wissen, erfahren würden, dann möchten Sie Ihre Frage gewiß nicht an mich richten.

Nach diesen Worten trat Eva wieder zurück in ihr Kabinet.

— — — — — — — — — — — —

Adolf bediente sich eines nicht numerirten Fiakers, wenn er zu Eva fuhr, der Wagen hielt vor dem Thore; die Nachbarschaft, die Anfangs ihre Glossen und Bemerkungen machte, gewöhnte sich allmälig an dessen Anblick,

so daß nach acht Tagen kein Wort mehr darüber verloren wurde.

Da auf der Wieden nicht angeschlagen wird, wenn es in der Alservorstadt brennt, so ahnte die alte Gattin Adolfs noch nichts von dem Frevel, der an ihr begangen wurde. Daß der Geliebte Eva's ein verheirateter Mann sei, blieb am Alserbach ein Geheimniß.

In der Lebensweise der Modistin trat keinerlei Aenderung ein, sie ging fleißig zur Arbeit wie bisher, ihre Toilette blieb einfach; woher hätte sie auch etwas Eleganteres anschaffen sollen, da sie von dem Geliebten nichts annahm?

Nach ihrer Heimkunft am Abend fand sich gewöhnlich Adolf ein und blieb ein Stündchen; man plauderte, lachte, Eva bot Alles auf, den Geliebe zu amüsiren und ihn, ohne daß sie nöthig hatte, ihrer Strenge etwas zu vergeben, immer mehr an sich zu fesseln.

Am Sonntage fuhr man in ein Theater oder besuchte ein Kasino vor der Linie, wo Adolf nicht besorgen durfte, von einem seiner Bekannten gesehen zu werden; denn der Zeitpunkt, den Schleier, der das Verhältniß bedeckte, fallen zu lassen, trat nach Eva's Plan erst dann ein, wenn sie den Vogel in ihrem Netze derart sicher wußte, daß er selbst an ein Entrinnen nicht mehr dachte.

Morgen ist wieder Sonntag, sagte Adolf an einem Sonnabende zu Eva, wo werden wir den Abend zubringen?

Wo es Dir beliebt! antwortete das Mädchen.

Das vertrauliche Du gibt zu erkennen, daß das Verhältniß der jungen Leute bereits die steifen Formen des Anstandes abgestreift hatte.

Ich denke, wir besuchen ein Kasino und fahren dann in ein Theater.

Ich bin wie immer zu Allem bereit.

Zu Allem? fragte Adolf, das ist nicht wahr.

Eva lachte und erwiederte warnend:

Adolf, Du lenkst die Unterhaltung schon wieder nach einer Richtung hin, die ich gemieden wissen will.

Du liebst mich nicht.

Damit behauptest Du etwas, woran Du selbst nicht glaubst. Ein Mädchen, welches, wie ich, wegen eines Mannes, von dem sie keinerlei Nutzen hat, ihren guten Ruf kompromittirt, ein solches Mädchen kann es nur aus Liebe thun. Ich weigere mich standhaft, von Deinen Anerbietungen Gebrauch zu machen, um Dich zu überzeugen, daß ich Dich uneigennützig und um Deiner selbst willen liebe,

Ich bin davon bereits überzeugt.

Dann ist es an Dir, auch mir dieselbe Ueberzeugung zu verschaffen.

Mein Gott, was soll ich denn thun? Du verlangst ja nichts.

Ich verlange nichts, weil ich stets besorge, daß Du mir das, was ich wünsche, nicht gewähren würdest. Ich will offen mit Dir sprechen. Als ich Dich kennen lernte, wußte ich, daß Du ein Ehemann bist, und dennoch zog es mich zu Dir hin, meine Neigung war bereits damals so groß, daß sie das Gewissen übertäubte.

Aber, liebe Eva, Du wirst doch nicht so kindisch sein, bei mir Gewissensbisse vorauszusetzen?

Gewissensbisse nicht, wohl aber Furcht.

Furcht, vor wem?

Vor Deiner Frau.

Geh, Du beleidigst mich.

Wenn Du Deine Frau nicht fürchtest, warum bist Du so ängstlich, unser Verhältniß geheim zu halten? Warum besuchst Du mich in einem Miethwagen und nicht in Deiner Equipage? Oder gehört die Equipage Deiner Frau? Ich kenne Euren Ehekontrakt nicht.

Die Equipage gehört uns Beiden, und um Dir zu beweisen, daß ich meine Frau nicht fürchte, werden wir morgen in meiner Equipage ausfahren.

Ich nehme Dein Versprechen an und bekenne Dir, daß Du mir damit eine Freude bereitest.

Als Eva Stoll an jenem Sonntage aus dem Theater heimkam, Adolf hatte sie vor ihrer Wohnung abgesetzt und war nach Hause gefahren, warf sie sich ihrer Zimmerfrau in die Arme.

Mein Gott, Everl, sagte diese, was ist Ihnen denn? Wo waren Sie mit ihrem Liebhaber?

Ach, mein Liebhaber ist an meiner Gemüthsbewegung unschuldig —

Sie glühen aber doch —

Vor Freude.

Worüber freuen Sie sich?

Eva schaute ihre Zimmerfrau mit Hoheit an und rief triumphirend:

Ich freue mich, weil ich heute zum ersten Mal in dem Wagen meines Vaters gefahren bin! O Zimmerfrau, wenn Sie wüßten, wie es in mir stürmt und tobt, und wie ich heucheln und lügen muß, um zu meinem Ziele zu gelangen —

Und welches ist Ihr Ziel?

Das Haus meines Vaters! rief Eva mit diabolischem Tone und da sie damit bereits mehr gesagt hatte, als sie verrathen wollte, eilte sie bestürzt in ihr Kabinet.

— — — — — — — — — — — —

Wir halten es für überflüssig, über den gewissenlosen Leichtsinn Linker's nur ein Wort zu verlieren; was wir aber nicht unerwähnt lassen dürfen, ist der Umstand, daß die Linker in Wien dutzendweise herumlaufen, und daß man noch keinen Fall erlebt hat, daß Einer von ihnen moralisch gebrandmarkt und von der besseren Gesellschaft anathemisirt worden wäre. Lackstiefel, Glacéhandschuhe und das entsprechende Kleid sind immer willkommen, gleichviel, was sich darunter verbirgt.

Was Eva Stoll betrifft, so wollen wir vorläufig — bis wir dazu kommen, ihre Handlungsweise von der moralischen Seite zu beleuchten — blos auf das Raffinement aufmerksam machen, womit sie zu Werke ging. Sie verführte Linker, indem sie ihn glauben machte, daß sie ihn liebe, in Wahrheit aber beherrschte eine andere Leidenschaft ihre Brust. Um ihr Ziel zu erreichen, schonte sie sogar ihren Ruf nicht, ja, mit Ausnahme ihrer Zimmerfrau und ihres Geliebten hätte man unter allen Jenen, die das Verhältniß kannten, keine Person gefunden, die für die weibliche Ehre Eva's jetzt noch eingestanden wäre.

Nachdem sie Linker hinreichend gefesselt zu haben glaubte, begann sie dahin zu wirken, daß der Schleier, der das Verhältniß bedeckte, allmälig gelüftet werde und die Kunde davon auch zu den Ohren der betrogener Gattin dringe. Dazu war der Wunsch, in Linker's Equipage zu fahren, ein gut geeignetes Mittel.

Um diesen Wunsch gewährt zu erhalten, schlug Eva eine der empfindlichsten Saiten an. Sie stellte sich, als glaubte sie, daß Adolf unter dem Pantoffel seiner alten Gattin stehe; dagegen empörte sich dessen Eitelkeit, er bewies, daß er der Herr in seinem Hause sei.

Bei den nächsten Zusammenkünften unterwarf Eva den Geliebten einer sorgfältigen Beobachtung, sie bemerkte aber keinerlei Veränderung in seinem Benehmen. Er war weder zerstreut, noch mißlaunig; daraus schloß sie, daß daheim der Ehehimmel noch heiter sei.

Der Kutscher ist verschwiegen, dachte sie, er dient dem Herrn treuer, wie der Frau; durch diesen Kanal wird also die Wahrheit nicht zur Betrogenen gelangen. Damit es aber doch geschehe, muß ich ein anders Mittel in Anwendung bringen.

Wie man sieht, war Eva darauf bedacht, zwischen beiden Gatten so rasch wie möglich den Konflikt ausbrechen zu

lassen, um dann mit allen Hebeln der Koketterie, Verstellung und List die selbstgeschaffene Situation auszubeuten.

Der Plan war diabolisch, und mit Rücksicht auf Linker's Charakter vorzüglich angelegt.

Am nächsten Sonntage wünschte Eva eine Soirée beim Sperl zu besuchen, Adolf erklärte sich mit Vergnügen dazu bereit.

Am Sonntag Nachmittag, bevor Adolf die Geliebte abzuholen kam, rief Eva ihre Zimmerfrau zu sich und sagte zu ihr: Madame Meyer, wollen Sie mir heute einen Gefallen erweisen?

Was wünschen Sie?

Besorgen Sie dieses Billet an seine Adresse. Bevor ich es siegle, werde ich es Ihnen vorlesen, damit Sie dessen Inhalt kennen und sich danach benehmen. Das Billet lautet:

„Verehrte Frau von Linker!

Ich halte es für meine Pflicht, Sie über den Charakter Ihres Gatten, den Sie aus dem Staube zu sich emporgehoben und reich gemacht haben, aufzuklären. Er hat in einer der Vorstädte Wiens ein junges Mädchen zur Geliebten und befindet sich eben mit ihr beim Sperl, wo sie sich von der Wahrheit meiner Angabe überzeugen können.“

Dieses Billet, fuhr Eva fort, werden Sie auf der Wieden der Madame Linker persönlich übergeben, ohne Ihren oder meinen Namen zu nennen. Die Frau darf heute noch nicht erfahren, wer Sie sind und wer Sie mit der Uebergabe des Billets beauftragt hat.

Die Zimmerfrau schüttelte den Kopf und erwiederte: Ich werde das Billet besorgen, aber ich begreife Sie nicht. In der Regel pflegen Mädchen, wenn sie Verhältnisse mit Ehemännern haben, sie nicht an die große Glocke zu hängen; daß Sie nun gar die Gattin ihres Geliebten alarmiren, ist

mir noch räthselhafter. Es scheint Sie wollen Herrn Linker los werden.

Wenn es Ihnen Vergnügungen macht, so glauben Sie daran.

Liebe Everl, Sie wissen, daß ich Ihrer seligen Mutter die Augen zugedrückt habe, und daß ich ihr damals versprach, Ihnen, wenn Sie es nöthig haben werden, beizustehen.

Wohlan denn, versetzte Eva, was ich von Ihnen heute verlange, gehört mit zu dem versprochenen Beistande. Ich schwöre Ihnen bei dem mir heiligen Andenken an meine Mutter, daß, wenn sie heute noch leben würde, Alles gerade so geschehen möchte, wie es eben von mir veranlaßt wird. Ich bemerke, daß Sie mein Verhältniß mit Linker nicht billigen, ich versichere Sie aber zu Ihrer Beruhigung, daß Sie es falsch beurtheilen. Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen. Nun noch Eines. Adolf darf von dem Billet nichts erfahren, Sie dürfen das Haus erst verlassen, bis er, mich abzuholen, angelangt sein wird.

Frau Meyer versprach der Weisung nachzukommen.

Bald darauf kam Linker an, die jungen Leute fuhren zum Sperl und die Meyerin eilte mit dem Billet nach der Wieden.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

In den Sperlsälen ging es lebhaft her, eine sehr gemischte Gesellschaft bewegte sich in den splendid erleuchteten Räumen.

Eva war sehr unruhig, sie hatte Mühe, ihre Gemüthsbewegung zu verbergen, es stand ihr eine Szene bevor, die — wenn Frau Linker sich nicht mäßigte — einen öffentlichen Skandal hervorzurufen geeignet war.

Um den Geliebten einigermaßen vorzubereiten, flüsterte sie ihm zu: Lieber Adolf, ich bin heute — ohne einen Grund zu wissen — unruhig.

Es ist hier sehr heiß.

Ach es ist kein äußerer Einfluß, sondern ein innerer, der mich beunruhigt, eine Ahnung.

Ach, Du leidest an Ahnungen, geh, das ist kindisch; welcher vernünftige Mensch wird an Ahnungen glauben.

Und doch kann ich mich ihrer heute nicht erwehren, mir ist's immer, als sollte Deine Frau —

Hieher kommen? rief Adolf lachend, beunruhige Dich darob nicht, die alte Schachtel sitzt daheim mit einigen Kaffeeschwestern und richtet die Leut' aus.

Wollte Gott, es wär' dem so; wie aber, wenn sie doch käme? Es ist immer gut an einen Fall zu denken, der möglich ist.

Wenn sie käme, versetzte Adolf nach einigem Nachdenken, dann würden wir einem Eklat an dem öffentlichen Orte aus dem Wege gehen, und die Auseinandersetzung unter vier oder sechs Augen stattfinden lassen.

Das war's, was auch Eva wünschte.

Die List des Mädchens hatte zur Folge, daß Linker den Anwesenden, namentlich den neu Ankommenden, mehr Aufmerksamkeit widmete, als er sonst zu thun pflegte.

Nach einer etwa zweistündigen Anwesenheit gewahrte er wirklich, daß seine Gattin in Gesellschaft eines ihrer vieljährigen Hausbewohner in den Saal trat.

Sie ist schon da! flüsterte er Eva zu.

Ah, meine Ahnung!

Entfernen wir uns!

Man erhob sich und schritt durch den Saal.

Seit zehn Jahren sah Eva die verhaßte Frau heute zum ersten Male wieder.

Der Anblick jagte ihr alles Blut in die Wangen.

Fieberröthe überzog das blasse Antlitz, die Nerven bebten, sie litt an einer stürmischen Erregung, während Adolf phlegmatisch und spöttisch lächelnd an ihrer Seite einherging.

Madame Linker erkannte Eva nicht, denn während der zehn Jahre war das Kind ihres Mannes zur Jungfrau herangereift. Die betrogene Frau war begreiflicher Weise ebenfalls erregt und behielt mehr den Gatten im Auge. Sie hatte es offenbar nicht auf eine Szene abgesehen, sondern war blos erschienen, um sich von der Treulosigkeit des Gatten zu überzeugen. Diesem Umstande verdankten die Liebenden die Begünstigung, daß sie den Saal unbehelligt verlassen konnten.

Nachdem sie fort waren, sagte Madame Linker zu ihrem Begleiter:

Ich weiß genug, entfernen wir uns. Der schlechte Mensch fährt mit seiner Geliebten in meiner Equipage, während ich mich eines Fiakers bedienen muß. Dieser Hacke werde ich einen Stiel finden.

Die unglückliche Frau gab sich einer trügerischen Hoffnung hin; schon den nächsten Vormittag sollte sie sich überzeugen, daß sie zu dieser Hacke keinen Stiel fand.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Vormittage begaben sich in dem Linker'schen Hause folgende Szenen:

Frau Aloisia Linker hatte den Kutscher herauf holen lassen und sagte zu ihm:

Johann, Du wirst wissen, daß Du von mir in den Dienst aufgenommen wurdest.

Das ist so, gnädige Frau!

Ich bin Deine gnädige Frau gewesen! Einen Kutscher, der mir gegenüber sich so benimmt wie Du, kann ich in meinem Hause nicht brauchen. Du bist stante pede entlassen.

Johann ging aus dem Gemach der Gebieterin, begab sich schnurgerade zu Linker und bat um sein Zeugniß.

Dein Zeugniß? Was soll das heißen?

Die gnädige Frau hat mir den Dienst gekündet und mir befohlen, das Haus stante pede zu verlassen.

Adolf sprang auf, machte mit verschränkten Armen ein Paar stürmische Gänge durch das Gemach, dann blieb er stehen und sagte:

Johann, geh' an Deine Arbeit, Du bist bei mir im Dienst und bleibst es. Von der jetzigen Stunde an empfängst Du nur Befehle von mir.

Der Kutscher ging fort und erzählte einer Zofe seinen Triumph; diese eilte zur Gnädigen, um ihr das Gift brühwarm zu rapportiren. Madame Linker begab sich in Folge davon zu ihrem Manne.

Adolf, begann die alte Frau mit bebender Stimme, Du hast mich gegenüber den Dienstleuten kompromittirt. Ich entließ den Kutscher, weil ich dazu das Recht besitze.

Das wird sich erst zeigen, versetzte Linker mit einem Phlegma, welches fast eben so sträflich war wie seine ganze Handlungsweise.

Was wird sich zeigen? stammelte die Gattin mit wuthzitternder Stimme; bin ich nicht mehr Herrin meiner Equipage?

Ich bin Herr dieses Hauses sammt dem fundus instructus, antwortete Linker; dazu rechne ich auch Wagen und Pferde. Glaubst Du, daß dem nicht so ist, so wende Dich an Deinen Advokaten; ich habe mir bei dem meinigen schon Rath geholt.

Die unglückliche Frau traute ihren Ohren nicht.

Ein Mensch, den sie vom Staube heraus zu sich emporgehoben hatte, wagte es, kaum zehn Wochen nach der Vermälung, mit ihr von Advokaten zu sprechen.

Adolf, rief sie fast weinend, höre ich recht? Ist es mit Dir bereits so weit gekommen?

Wie weit? Hast Du geglaubt, ich nehme Dich zum Weibe, um mein junges Leben in Deinem Sopha zu vergraben? Wärest Du nur ein wenig klug, Du hättest Dich um keinen Preis zu dem Gang, den Du gestern machtest, verleiten lassen. Es gibt nichts Lächerlicheres, als eine alte

Frau, die mit ihrem jungen Manne eifert, und andererseits gibt es nichts Gefährlicheres, als sich lächerlich zu machen. Das hättest Du bedenken sollen, und Du wärest, statt zum Sperl zu gehen, daheim geblieben.

Du glaubst demnach, versetzte die unglückliche Frau, ich hätte Dich gewähren lassen sollen?

Man nennt es gewöhnlich „durch die Finger schauen", warf Adolf leicht hin.

Bis die Leute mit den Fingern auf mich weisen?

Ob dieser Einwendung brach Linker in ein freches Gelächter aus und rief:

Werden sie es jetzt etwa weniger thun?

Erbärmlicher! knirschte die Gattin.

Aloisia, rief er drohend, vergiß nicht, daß ich Herr in diesem Hause bin!

Wie könnte ich, rief die alte Frau vor Wuth außer sich, nur einen Augenblick daran nicht denken? War ich es doch, die so thöricht war, Dich zum Herrn dieses Hauses zu machen; war ich es doch, der Du es verdankst, daß Du heute ein Wiener Hausherr bist, während Du noch vor drei Monaten nur vier gefärbte Hemden Dein Eigenthum nanntest.

Diese demüthigende Erinnerung, weil wahr, brachte auch Adolf in Zorn.

Ich hatte nichts, rief er, aber ich besaß etwas, was mir mehr oder mindestens eben so viel galt, wie Haus und Geld — ich war unabhängig und frei. Daß ich diesen Werth zu schätzen wußte, beweist meine lange Weigerung, die Verbindung mit Dir einzugehen; aber Du hattest keine Ruh' und gabst nicht nach, bis ich mich verführen ließ.

Verführen?

Alte Weiber verführen durch Geld wie junge Mädchen durch Schönheit. Jetzt aber genug, wir Zwei haben mit einander ausgeredet.

Ja, wir haben mit einander ausgeredet! rief die unglückliche Frau und verließ das Gemach.

— — — — — — — — — — — —

Wir haben diese Szene absichtlich weitläufiger wiedererzählt, um die Kluft zu offenbaren, welche die Gatten von nun an von einander trennte.

Wenn es in einer derartigen Ehe zu solchen Vorwürfen kommt, wenn die Frau dem Manne seine frühere Armuth und er ihr das Alter verwirft, so verzeihen sie einander diese Beleidigungen nicht wieder.

Die alte Frau hatte auch wirklich nichts Eligeres zu thun, als zum Advokaten zu fahren und ihr Anliegen vorzubringen.

Sie erhielt wenig Trost.

Der Rechtsfreund zeigte ihr die ganze Situation in einem wenig tröstlichen Lichte und mahnte zur Versöhnung.

Was Sie ihm verschrieben haben, sagte der Advokat, gehört unwiderruflich ihm; wenn Sie ihn noch mehr reizen, so ist er im Stande, das Haus sammt Mobilien u. s. w. zu verkaufen, und Sie werden sich am Ende noch zu einer Wohnung in einem fremden Hause bequemen müssen.

Ich werde einen Prozeß gegen ihn anstrengen, das wird Jedermann abhalten, ein Haus, das noch im Prozeß steht zu kaufen.

Das ist wahr, allein Sie werden den Prozeß nicht gewinnen.

Er hat nicht Geld genug, um Prozeß zu führen.

Er wird Geld aufnehmen und wer weiß, ob er es in diesem Augenblicke nicht bereits thut oder vielleicht gar schon gethan hat. Sie werden einen Theil ihres Vermögens verprozessiren; wenn es Ihnen Trost gewährt, daß dieses auch bei ihm der Fall sein wird, dann in Gottesnamen fangen Sie an, ich aber rathe Ihnen davon ab, und Ihre Freunde werden dasselbe thun. Sie haben einen unüber-

legten Schritt gethan, dieser Schritt ist unwiderruflich und hatte schlimme Folgen. Sie müssen nun trachten, das Uebel auf das kleinste Maß zu beschränken. Mein Rath geht dahin, sich mit Ihrem Gatten auszusöhnen oder irgend ein Kompromiß mit ihm zu treffen. Ich werde mit seinem Rechtsfreund sprechen, oder vielleicht noch besser mit ihm selbst.

Die unglückliche Frau willigte darein.

Adolf — nachdem einmal der Konflikt losgebrochen war — beutete ihn auch gehörig aus, das heißt, er benützte ihn, die drückenden Fesseln so viel als möglich zu lockern.

Die Gelegenheit, einen Bruch herbeizuführen, war zu günstig, als daß er sie nicht hätte benützen sollen.

Er spielte gegenüber dem Advokaten den Beleidigten und sagte:

Ich will von der Alten nichts mehr wissen, sie soll mir nicht mehr in meine Nähe kommen. Wir sind geschieden von Tisch und Bett.

Dabei blieb er auch stehen.

Von diesem Tage an lebten die beiden Gatten getrennt.

Die bisherige geräumige Wohnung wurde auf Linkers Anordnung in zwei abgetheilt, und die früher bestandene Verbindungsthüre verschalt und verstellt.

Madame Linker führte eigene Küche und Adolf lebte wie ein unabhängiger Garçon.

Ein Bedienter und Kutscher gehorchten seinen Befehlen, und eine Magd und eine Zofe denen der Gattin.

Er war der Herr des Hauses und die frühere Hausfrau war darin nur noch die Tolerirte.

Im ersten Momente fühlte die unglückliche Frau die demüthigende Stellung nicht, zu welcher sie bereits verurtheilt war; sie wurde aber gar bald daran gemahnt durch das respektlose Benehmen des Hausmeisters, der sich weigerte, ihr wie bisher zu gehorchen.

Die Behandlung, die ihr von dem Gatten zu Theil wurde, wirkte, wie alle Beispiele, von oben nach abwärts; außer der Kränkung, die ihr Adolf zufügte, fühlte sie auch noch die ganze Bitterkeit des stillen Vorwurfes, den sie den Leuten von den Gesichtern herablas: „G'schieht Dir recht, Du alte Schachtel, warum hast Du noch einmal geheiratet."

Madame Linker, je mehr sie über ihre Lage nachdachte, und sie hatte jetzt Muße genug dazu, gelangte immer mehr zur Einsicht, daß sie, indem sie den Konflikt heraufbeschwor, wirklich unklug gehandelt hatte.

Ich hätte das Ganze ignoriren sollen, sprach sie bei sich, die Betrogene wär' ich zwar immer gewesen; allein sein eigenes Interesse, die Hoffnung, das, was ich besitze, einst sein zu nennen, hätte ihn veranlaßt, mich gut zu behandeln, und der Friede wäre äußerlich erhalten geblieben.

Die Einsicht kam leider zu spät, Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, man hätte aber meinen sollen, die alte Frau werde nun ihre Schritte besser überlegen und nichts thun, was ihre Stellung noch verschlimmern könnte; dem war aber nicht so.

Mehrere bejahrte Frauen, die sie zu ihren Freundinnen zählte, und deren Einflüsterungen sie preisgegeben war, schürten die Gluth und verbitterten sie immer mehr.

Sie waren es, welche den Ingrimm der Betrogenen zum Theil von dem Gatten ab-, und auf das Mädchen, welches, wie sie sagten, an dem ganzen Unglücke schuld trug, hinlenkten.

Jene Frauen also veranlaßten die Unglückliche zu abermaligen Schritten, die das, was ohnedem nicht ausgeblieben wäre, mächtig beschleunigten.

Frau Linker sollte den bitteren Kelch bald und zur Neige ausleeren.

Siebentes Kapitel.

Auseinandersetzungen.

Eva Stoll erwartete am Tage nach dem Besuche des Sperl den Geliebten mit fieberhafter Spannung.

Adolf kam um die gewöhnliche Abendstunde und Eva empfing ihn freundlich, aber nicht zärtlicher wie sonst. Sie gab sich den Anschein, als ob sie an die Szene von gestern nicht mehr denke.

Adolf sollte von der Sache zu sprechen beginnen, und er that es unaufgefordert.

Du fragst mich gar nicht, begann er, was seit gestern sich bei mir ereignet hat.

Seit gestern? Ah, ich hätt' darauf bald vergessen; Deine Alte wird Dir eine Szene gemacht haben?

Umgekehrt ist auch gefahren, ich hab' der Alten ordentlich die Leviten gelesen. Die Folgen werden nicht ausbleiben.

Sie werden wohl nicht so groß sein?

O doch, meine Liebe, ich bin froh, daß mir die Alte eine Gelegenheit geboten hat, sie mir vom Halse zu schaffen.

Mein lieber Adolf, eine solche Last bringt man nicht leicht weg.

Ich werde mich wenigstens von ihrem Anblicke befreien; ich werde darauf bestehen, daß eine Scheidung von Tisch und Bett erfolge.

Das ist allerdings etwas; ich fürchte aber, Du wirst damit der Unannehmlichkeiten noch lange nicht los sein. Diese alten Megären sind unerschöpflich im Erfinden von Bosheiten und Quälereien.

Sie soll es versuchen, ich werde ihr nichts schuldig bleiben.

Es schmerzt mich, daß Du meinetwegen leiden mußt.

Leide ich? Es gewährt mir vielmehr Vergnügen, den alten Knochen zu ärgern; das hat sie davon, daß ich jetzt den Schleier von unserem Verhältnisse ganz wegziehe und nur in Deiner Liebe leben werde.

Nur in meiner Liebe? fragte Eva lächelnd; Adolf, ich trau' Dir nicht auf die Dauer.

Du thust mir Unrecht, Eva —

Es soll mich freuen, Dich treu und standhaft zu finden, aber ich muß mir vorher die Ueberzeugung davon verschaffen, und dazu brauch' ich Zeit.

Du verlangst noch mehr Beweise? Habe ich sie Dir nicht bereits gegeben?

Womit? Etwa damit, daß Du Deine alte Frau verstoßen hast? Wäre Deine Frau jung und schön gewesen, dann könnte ich in einem Aufgeben von Deiner Seite einen Beweis von Liebe zu mir erblicken, aber ein altes Weib um meinetwillen beseitigt zu haben, ist für mich kein Kompliment. Versteh' mich recht, lieber Adolf, ich will mit dem Gesagten keinen Zweifel in Deine Liebe ausgedrückt haben; wovon ich mich erst überzeugen will, das ist Deine Treue. In diesem Augenblicke ist das neue Verhältniß zwischen Dir und Deiner Frau noch in der Schwebe, ordne es, damit es

konsolidirt wird, dann wollen wir auf der neuen Grundlage, die Du gewinnst, unser Verhältniß aufbauen.

Willst Du nicht in meine Nähe ziehen?

Gedulde Dich, Geliebter, auch das wird geschehen, wenn die Zeit dazu gekommen sein wird, und sie wird kommen; ordne nur vorerst Dein Verhältniß, schütze Dich vor der Alten, so sehr Du kannst, und zwar Alles schwarz auf weiß, sonst bleibst Du am Ende doch der Betrogene.

Geschah es zufällig oder absichtlich, die Zimmerfrau hatte — durch die halb geöffnet gewesene Kabinets-Thüre begünstigt — die letzte Hälfte dieser Unterredung belauscht, und damit auch von der Gefahr, ihre bisherige Afterpartei zu verlieren, Kenntniß erhalten. Es kam somit von dieser Seite das Intresse in's Spiel, und da die Meyerin eine warme Anhängerin der Intressen-Vertretung war, aber blos, so lange es sich um die eigenen Intressen handelte, so machte sie das Gehörte zum Gegenstand einer Interpellation, welche zu einer förmlichen Konversation anwuchs, die wir ausführlich mittheilen müssen, weil sie dem Leser Aufklärungen bietet, die geeignet sind, den diabolischen Vorgang Eva's, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären.

Mamsell Everl, begann die Zimmerfrau, nachdem Linker sich entfernt hatte und sie mit dem Mädchen allein war; Sie haben heute Ihre Thüre offen gelassen —

Es geschah absichtlich, Sie können sich wohl denken, warum!

Ja wohl ich kann mir's denken, Sie meiden die Gelegenheit, weil sie Diebe macht, und das ist schön von Ihnen und gefällt mir, was mir aber nichr gefällt, ist Ihre an Herrn Linker gemachte Zusage, daß Sie von hier ausziehen werden —

Ah, ich verstehe; Sie besorgen, durch dieses Verhältniß zu Schaden zu kommen; beruhigen Sie sich, es wird dem nicht so sein. Merken Sie wohl darauf, was ich Ihnen jetzt versprechen werde. Wenn ich von hier einmal wegziehen

sollte, dann ziehen Sie entweder mit mir und werden bei mir umsonst wohnen, oder Sie werden, so lang ich lebe, von mir eine Zulage erhalten, die mindestens so viel betragen wird, wie die Miethe, die ich jetzt bezahle. Sind Sie damit zufrieden?

Ihr Versprechen ist großmüthig, ich danke ihnen aber nicht dafür, denn es befriedigt mich nicht, weil mein Mißfallen über Ihre Uebersiedlung noch einen andern Grund hat.

Sprechen Sie sich offen aus, liebe Zimmerfrau; Sie wissen, daß ich Ihnen Red' und Antwort stehe, wie meiner Mutter.

Aus Ihrer Unterhaltung mit Herrn Linker habe ich auch entnommen, daß er seine Gattin bereits verstoßen hat —

Sie haben sich gewissermaßen getrennt.

An dieser Trennung tragen Sie die Schuld —

So ist es, und was weiter?

Was weiter, fragen Sie? Ich glaube, daß das schon genug ist, einem ordentlichen Mädchen Gewissensbisse zu machen.

Ich denke nicht daran.

Dann sind Sie ein leichtsinniges Geschöpf!

Das ist nicht Ihr Ernst; gerade Sie wissen es recht gut, daß ich nichts weniger als leichtsinnig bin. Wenn Adolf sich nicht in mich verliebt hätte, so würde ein anderes Mädchen ihn erobert haben, das Schicksal der Alten wäre damit um kein Haar besser geworden. Dieser Verbindung war's an der Stirn geschrieben, daß sie so enden werde; wie Sie selbst mir erzählten, hat's der Kutscher schon vor der Kirche prophezeit, während d'rinnen die Trauung vollzogen wurde; ich sehe also keinen Grund zu Gewissensbissen, wär' ich Adolf's Geliebte nicht geworden, so würde es eine andere gewesen sein. —

Diese Ansicht ist falsch, Ihr Schluß ist falsch und die Entschuldigungen daraus sind ganz und gar abscheulich. Was würden Sie zu einem Diebe sagen, der einen begangenen

Diebstahl damit zu entschuldigen sucht, daß er sagt: „Ich hab' die Thür offen gesehen und das Geld genommen; hätt' ich es nicht gethan, würde ein anderer Dieb sich es angeeignet haben.“

Bei der treffenden Bemerkung der Meyerin verdüsterte sich der Blick Eva's und sie erwiederte: Meine liebe Zimmerfrau, wenn in meiner Angelegenheit von einem Diebstahl die Rede sein kann, dann bin ich nicht die Erste, die stiehlt, sondern die jetzige Frau Linker ist's, die schon lange vor mir gestohlen, die meine Mutter und mich bestohlen hat.

Ich zweifle, daß man das, was Frau von Schickenberg oder Frau Linker, wie sie jetzt heißt, an Ihrer Mutter verübt hat, einen Diebstahl nennen kann. Ich besorge, liebe Everl, daß Sie sich von Ihrem Hasse zu weit hinreißen lassen. Ich gebe zu, daß Scenen, wie Sie als achtjähriges Mädchen sie an der Leiche Ihres Vaters erlebt haben, sich dem Herzen eines Kindes tief einprägen und einen nicht auszulöschenden Eindruck hinterlassen, aber der Mensch muß gerecht sein, und er wird dies immer werden, wenn er sich in Gedanken an die Stelle seines Gegners setzt und sich die Frage beantwortet, ob er in diesem oder jenem Falle nicht eben so gehandelt haben würde, wie jener. Denken Sie sich zum Beispiel, Sie befänden sich heute in der Lage der damaligen Frau Schickenberg, und Sie besäßen einen Gatten, der an Ihnen gerade so handelt, wir Ihr seliger Vater an ihr gethan; würden Sie es wohl über's Herz bringen, Diejenige, die an Ihren Thränen, an Ihrer Kränkung, an Ihrem Kummer Schuld trug, an der Leiche Ihres Gatten zu dulden? Seien Sie gerecht, Everl, und Ihre Antwort wird gewiß verneinend ausfallen.

Das Mädchen schaute mit abermals verdüstertem Blicke vor sich nieder und antwortete nach einer kurzen Pause mit dumpfem Tone: Sie verdammen mich, weil Sie die Verhältnisse, wie sie früher bestanden, nicht kennen. Wohlan denn, ich will Ihnen, was Sie noch nicht wissen, mittheilen,

vielleicht wird sich in Folge davon Ihre Ansicht über mich ändern. Es widerstrebte meinem kindlichen Herzen von jeher, gewisse Verhältnisse meiner Eltern zu berühren, ich würde sie lieber mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken, wenn Vergessen überhaupt in der Macht des Menschen läge. Wenn ich also über diese Dinge jetzt sogar spreche, so thu' ich es, um Ihr Urtheil über mich zu mildern. Hören Sie mich also an. Mein Vater war ein Wiener Hausherrnsohn, einer von jenen, die wieder zum Hausherrn erzogen werden. Damit sei Alles gesagt. Lange wollte er sich nicht entschließen, zu heiraten, wie Viele wollte er in ungebundener Freiheit sein Leben genießen. So erreichte er das vierzigste Lebrnsjahr. Ein Zufall ließ ihn meine Mutter kennen lernen und er knüpfte mit ihr ein Verhältniß an. Von ihrer Seite war Liebe im Spiele, von der seinigen muß das nicht der Fall gewesen sein, sonst hätte er nicht eine Andere heiraten können. Erlassen Sie mir, Ihnen Dinge, die kein Interesse haben, weitläufig zu erzählen; es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß ich bereits auf der Welt war, als mein Vater sich mit der jetzigen Frau Linker vermählte. Sie kannte das Verhältniß meiner Eltern, sie wußte, daß eine Frucht davon am Leben sei, und setzte dennoch Alles daran, meinen Vater zum Gatten zu bekommen; sie bestahl somit wissentlich meiue Mutter und mich um unser Glück. Die Ehe war keine glückliche, mein Vater bereute sie, näherte sich dann wieder zu meiner Mutter und das Verhältniß bestand fort wie früher. Es steht mir nicht zu, über die Handlungen meiner verstorbenen Eltern ein Urtheil zu fällen, sie haben gefehlt, und der Herr im Himmel wird ihnen ein milder Richter gewesen sein, aber Eines bleibt unumstößlich wahr, die jetzige Frau Linker hat mich und meine Mutter unglücklich gemacht, sie hat uns bestohlen, und weil sie das that, verdient sie, was ihr geschieht. Allerdings war sie als Schickenberg nicht glücklich, allein was sie erlitt, geschah durch eigene Schuld. Wie viel sie auch erdulden haben mag, im Vergleich mit dem,

was meine Mutter ertrug, war es ein Kinderspiel! jene hatte die Befriedigung, verheiratet zu sein, während meine arme, beraubte Mutter sich begnügen mußte, die .... lassen Sie mich darüber, schweigen! Setzen Sie sich nun an meine Stelle und fragen Sie sich, wie Sie handeln würden, wenn Sie als arme Arbeiterin Ihr ganzes Leben fristen müßten, während Sie das Bewußtsein haben, daß Ihr Vater ein reicher Mann gewesen, und daß ein intriguantes Weib sich in den Besitz dessen gesetzt hat, was eigentlich Ihnen gehört. Und dieses Weib ist so hartherzig, so gewissenlos, daß es seit dem Tode des Vaters auch keinen Augenblick meiner gedachte, daß es mein Eigenthum an einen jungen schlechten Menschen verheiratete, den sie gerade so verführte, wie sie meinen Vater verführt hat. So Frau Meyerin, ist das Verhältniß, worin ich mich befinde. Ich schwur meiner Mutter, mich an dieser Elenden zu rächen, und die Rache hat bereits begonnen. Gott im Himmel weiß es, daß ich über das, was ich ausführe, mir keine Täuschung bereite; es ist sündhaft, und ich werde dafür büßen, aber ich thu' es doch; ich schlürfe das Gift der Rache, weil es süß ist, es komme was da wolle; ich thue, was ich nicht lassen kann. Jetzt wissen Sie Alles, — verdammen Sie mich; um der befriedigten Rache willen ertrage ich die Verdammung von Seite der ganzen Welt.

Die Meyerin seufzte schwer auf und sagte blos: Sie sind ein armes, bedauernswerthes Geschöpf.

Achtes Kapitel.

Der Kompagnon des Herrn von Bergfeld.

Welche Lust, der Mitbesitzer einer Fabrik zu sein, und zwar einer Fabrik, wie die „chemische Waarenfabrik“ des Herrn von Bergfeld.

Karl Leicht sollte diese Luft bald in ihrer ganzen duftigen Süße genießen und seine junge Gattin mit ihm.

Wellenberg hatte am Morgen, bevor er in's Bureau ging, dem Ehepaare versprochen, über den Fabrikanten Erkundigungen einzuziehen, und erfüllte sein Versprechen.

Das Resultat der „Behebungen“ — um uns eines amtlichen Ausdruckes zu bedienen, fiel so aus, wie es jeder erfahrene Mensch erwarten mußte.

Wenn Leicht und Katharina im Stillen sich einer günstigeren Auskunft versahen, so trug eben ihre Naivetät Schuld daran, die sie befähigte, wie mit geblendeten Augen einem solchen Grasel in's Garn zu laufen.

Die Wiener besitzen für diese Gattung Menschen eine eigene Bezeichnung: „Tschaperln“.

Karl und seine zweite Hälfte waren dies in der ganzen Bedeutung des Wortes.

Von solchen Tschaperln nähren sich die Grasel von der Sorte des Herrn von Bergfeld.

Mein werther Herr Leicht, sagte Wollenberg, als sich nach Tische beide Ehepaare zusammensetzten, um das Resultat der Erkundigungen zu besprechen, Sie können über Ihr Geld ein Kreuz machen, denn Sie sind fürchterlich aufgesessen. Die Fabrik, deren Kompagnon Sie sind, ist nur dem Namen nach eine Fabrik, und Herr von Bergfeld ist mehr Spitzbube als Fabrikant. Was ich Ihnen sage, ist authentisch.

Nicht möglich! klagte Karl, und seine Gattin setzte hinzu: Unser Kompagnon ist ja ein „Herr von“ und auf seinem Schild ist's ja deutlich zu lesen . . . .

Meine Liebe, fiel ihr Wollenberg in's Wort, die Firma besteht, das ist ganz richtig; Ihr Kompagnon — wie Sie ihn nennen — ist ein „Herr von,“ das ist auch wahr; aber hinter der Firma steckt kein Geschäft, und hinterm „Herr von“ steckt ein Grasel. Firma und Adel sind Schleier, hinter denen der Schwindler seine Betrügereien verübt. Die Polizei weiß das recht gut.

Wenn die Polizei es weiß, warum packt sie den Betrüger nicht?

Seien Sie versichert, wenn sie bisher eine Handhabe gefunden hätte, ihn daran zu fassen, sie würde es nicht versäumt haben; sie läßt die Frucht zeitig werden, dann schüttelt sie, und der faule Apfel fällt der Justiz in die Arme.

Hören Sie, Herr Wollenberg, ich glaube, daß, wenn Herr von Bergfeld mich wirklich betrogen hat, wie sie sagen —

Zweifeln Sie denn doch daran? fragte der Beamte verwundert.

Karl meinte, es sei doch möglich.

Wollenberg lächelte und erwiederte:

Es ist ein Glück, daß Sie kein Geld mehr besitzen, Sie wären im Stande, ihm noch einmal auf den Leim zu gehen. Daß Sie betrogen sind, leidet nicht den geringsten Zweifel, das lassen Sie sich gesagt sein; die Frage, um die es sich jetzt noch handelt, ist blos die, ob es Ihnen möglich sein wird, den Betrug nachzuweisen. Herr von Bergfeld ist ein raffinirter Kopf und — wie man sich gewöhnlich ausdrückt — ein halber Advokat; er weiß, was er zu thun hat, damit ihm die Gerichte nicht an den Leib können. Sie wissen vermuthlich gar nicht, was Sie ihm Alles unterschrieben haben.

Aber wenn die Fabrik keine Fabrik ist, wie Sie gehört haben, dann ist's ja erwiesen, daß er ein Betrüger ist.

Sie irren sich; mit der leeren Fabrik — wenn die Bücher ordentlich geführt sind — ist wohl der schlechte Stand des Geschäftes, oder auch der Schwindel, aber noch keineswegs der Betrug dargethan. Man kann hundert gegen Eins wetten, daß Sie es dem Menschen schriftlich von sich gegeben haben, daß Sie von dem Stand des Geschäftes Einsicht genommen.

Ich glaube, daß er mich etwas dergleichen unterschreiben ließ, aber ich verstand es leider nicht.

„Nichts wissen“ und „nichts verstehen“ gilt vor Gericht nicht; man wird Ihnen sagen, Sie hätten sich bei einem erfahrenen Menschen Rathes erholen sollen; also kurz und gut, Bergfeld hat sich zuverlässig vorgesehen, und Sie werden ihm nicht aufkommen.

Ich soll also mein Geld verlieren?

Nun brach Wollenberg in ein lautes Lachen aus.

Ihre Ideen, sagte er, fangen an komisch zu werden. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß Ihr Geld unwiderruflich verloren ist, daß Sie unwiderruflich geprellt sind, und daß sich's nur noch frägt, ob Sie den Betrug werden nachweisen können, woran ich aber auch zweifle. Aus dem Allem folgt, daß es Ihnen im jetzigen Augenblicke nichts

mehr nützen würde, Feuer zu schreien, weil Ihr Haus bereits abgebrannt ist, und daß Sie, um dem Brandleger seine That beweisen zu können, schlau zu Werke gehen müssen.

Es ist abscheulich.

Was ist abscheulich?

Daß ich nicht nur mein Geld verlieren, sondern auch noch beweisen soll, daß ich betrogen wurde.

Sie sind nicht der Einzige, dem es so ergeht, Hunderte und Tausende kommen auf ähnliche Weise um ihr Geld, und lassen die Betrüger laufen, weil sie sich, wie sie sagen, mit ihnen nicht herumscheeren wollen. Also hören Sie mich an. Ich werde Ihnen einen Rath geben, den Sie befolgen werden. Vor Allem werden Sie Rasirmesser abziehen, damit Sie zu leben haben, denn sonst würden Sie verhungern; ich habe zu diesem Behufe bereits ein halbes Dutzend mitgebracht. Ferner werden Sie sich Herrn von Bergfeld gegenüber nicht feindselig bezeigen, sondern gute Miene zum bösen Spiel machen und sich so benehmen, als ob sich das Geschäft in der besten Ordnung befände, dabei werden Sie ihn täglich in einem gutmüthigen Tone um Geld angehen und ihn damit zu dem Glauben verleiten, daß Sie noch immer keine Ahnung von dem Betruge haben; das wird ihn sicher machen. Ein Paar Tage später werden Sie ihm mittheilen, daß Sie einen Menschen gefunden haben, der Ihnen Ihr Geschäft ablösen will.

Leicht schüttelte den Kopf und sagte traurig:

Ein Solcher wird sich wohl nicht leicht finden.

Glaub's schon, lachte Wollenberg über den naiven Zweifel, daß sich nicht leicht Einer im Ernste dazu hergeben wird, aber wir werden trachten, Einen zu kriegen, der aus Gefälligkeit die Rolle übernimmt, und der dem Herrn von Bergfeld gewachsen sein wird. Durch jenen Mann, der von allen Papieren Einsicht nehmen wird, werden wir erfahren, was sich in der Sache thun läßt und wie wir vorzugehen

haben, um Herrn von Bergfeld dahin zu bringen, wohin er gehört. Haben Sie mich verstanden?

Ich glaube, ja!

Versprechen Sie mir, sich meinem Rathe gemäß zu benehmen?

Ich verspreche es.

Dann sind wir für heute fertig. Jetzt fangen wir an, Rasirmesser abzuziehen; geben Sie aber Acht, denn Sie schneiden sich leicht.

Alle lachten und Karl sagte:

Ich fange an zu glauben, daß ich mich mit dem Menschen wirklich geschnitten habe.

Endlich, rief der Beamte, erblicke ich einen Hoffnungsschein, der mich erwarten läßt, daß bei Ihnen noch eine Besserung möglich ist!

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Als Wollenberg am nächstfolgenden Nachmittage aus dem Amte heimkam, fand er Karl nicht zu Hause.

Wo ist Herr Leicht?

Er ist schon am Vormittage in die Fabrik gegangen.

Hat er die Messer abgezogen?

Ja.

Dann laß' ich den Gang gelten, überflüssige Zeit kann er in Gottes Namen vergeuden, indem er sie in dem Fabrikslokal zubringt.

Er wird vielleicht doch einige Gulden herauspressen, meinte Frau Leicht.

Wir werden es ja sehen!

Bald darauf kehrte Karl freudestrahlenden Antlitzes heim.

Wollenberg traute seinen Augen nicht.

Nun, fragte er, was bringen Sie?

Es wird gut werden, Herr Wollenberg, es wird Alles gut werden.

Wirklich? Ich bin neugierig!

Ich werde mein Geld, mein ganzes Geld bekommen.

Wann denn?

In längstens drei Wochen.

Woher haben Sie diese Zusicherung.

Von Herrn von Bergfeld.

Und Sie glauben daran?

Ja, ich glaube daran, er wird heiraten, ein schönes Fräulein mit 6000 Gulden Mitgift; dann wird er mir, wenn ich es wünsche, mein Geld herauszahlen.

Am Ende, versetzte Wollenberg, liegt wenig daran, daß Sie dieser neuen Lüge Glauben schenken, denn eine Lüge ist's, weil ein hübsches Mädchen mit einer solchen Mitgift einen Bergfeld nicht zum Manne nimmt. Wie gesagt, es liegt nichts daran; hoffen Sie, was Ihnen Vergnügen macht, unseren Plan können wir ja nebenbei ausführen.

Lieber Herr Wollenberg, wär's nicht besser, wenn wir damit noch warteten?

Der Beamte schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief:

Fürchterlicher Mensch, werden Sie schon wieder rezitiv? Wollen Sie denn nicht aufhören, sich anlügen zu lassen? Haben Sie Geld von ihm begehrt?

Ja.

Gab er Ihnen welches?

Karl wurde verlegen.

Nun, wie viel gab er Ihnen?

Fünf Zehnerl, lautete die schüchterne Antwort.

Alle lachten.

Also fünfzig Kreuzer! rief Wollenberg lustig; ein prachtvolles Fabriksgeschäft, wenn man einem Kompagnon fünf Zehnerl gibt, damit er davon lebe. Herr Leicht, Sie haben zwar keinen Geist, aber Ihr Gefühl sagte es Ihnen doch, daß die fünf Zehnerl allein schon Ihren fürcherlichen

Aufsitzer verrathen; darum zögerten Sie, den Betrag anzugeben. Einem Kompagnon, in der Lage, worin Sie sich befinden, fünf Zehnerl geben, das kann nur einem Menschen passiren, wie Sie sind. Gerade diese fünf Zehnerl bewegen mich, jetzt auf meinem Plan um so hartnäckiger zu beharren; wenn Sie sich widersetzen, so kriegen Sie von mir kein Messer zum Abziehen, und in drei Tagen werden Sie anders pfeifen.

Ich widersetze mich nicht, antwortete Leicht, ich meinte blos —

Sie haben gar nichts zu meinen, denn Ihre Meinungen und Ansichten taugen nichts. Heute Abend wird mich jener Herr besuchen.

Welcher Herr?

Jener Herr, der die Gefälligkeit haben wird, Herrn von Bergfeld zu sondiren und sich eine genaue Einsicht von dem Stand der Dinge zu verschaffen, ohne daß Bergfeld ahnen soll, um was es sich handelt. Unser Mann ist mein guter Bekannter, und Sie dürfen an seinem Benehmen keinen Anstoß nehmen, er ist etwas ungenirt und läßt sich gerne gehen.

Leicht wagte keine Einwendung.

— — — — — — — — — — — —

Am Abende kam der Erwartete. Dem Aeußeren nach gehörte er in die Kategorie wie Wollenberg, das heißt, er schien ein „kleiner Beamter“ zu sein, aber er unterschied sich seinem Naturell nach von dem Genannten, denn er war lebhaft, sprach rasch und polterte beinahe in die Stube.

Ich wünsche allerseits einen guten Abend! Mit diesem Gruße trat er ein, drückte Wollenberg die Hand, grüßte die Gattin, schaute flüchtig den anwesenden Leicht an und sagte dann zu dem Freunde, indem er auf Karl wies:

Also der ist der Gimpel?

Wollenberg nickte bejahend und Leicht erröthete.

Herr Strömer — dies war der Name des Mannes, der einem solchen Grasel wie Bergfeld gewachsen sein sollte — fuhr, zu Karl gewendet, fort:

Haben Sie schon in der großen Donau gebadet?

Nein!

Warum nicht?

Weil ich nicht schwimmen kann.

Sie sind also weniger dumm als ich geglaubt habe! In's Wasser gehen Sie nicht, weil Sie nicht schwimmen können, warum sind Sie aber in ein Geschäft hineingesprungen, von dem Sie auch nichts verstehen? Warum haben Sie sich in einen Strom hineingewagt, den Sie nicht kennen? Es ist beachtenswerth, daß viele Menschen das Wasser scheuen und dennoch gerade zu Jenen, die viel Wasser machen, das meiste Vertrauen haben. Um wieder auf unser Geschäft zu kommen, wendete er sich zu Leicht, wo haben Sie Ihre Papiere?

Strömer durchlas ein Paar Dokumente, die Karl ihm übergab und sagte:

Aus diesen Schriftstücken ist allerdings zu ersehen, daß Sie Herrn von Bergfeld 800 fl. übergeben haben und als Kompagnon der Fabrik fungiren, sonst aber sehe ich nichts, Sie besitzen nicht einmal eine Abschrift des Vertrages, was doch höchst nothwendig ist. Es ist unglaublich, wie ein Mensch von so wenig Geschäftskenntniß sich unterstehen kann, ein Geschäft anzufangen. Sie wären sogar als Greisler zu Grund gegangen und müssen dem Bergfeld noch dankbar sein, daß er Sie auf einmal abgezapft hat, denn als Greisler hätte es länger gedauert, und Sie würden dann als alter Mann in die Nothwendigkeit versetzt worden sein, noch einmal von vorne anzufangen.

Strömer, nachdem er auf diese schonungslose Art seine Ansichten an den Mann gebracht hatte, nahm Karl in die Lehre, und begann ihn über das, was er zu thun und zu sagen habe, genau zu informiren; er mußte seine Rolle

förmlich lernen, um sie Herrn von Bergfeld gegenüber ordentlich abzuspielen.

Strömer versprach, am nächsten Abende wieder zu kommen, um das Ergebniß entgegen zu nehmen.

Aus der Unterhaltung, die am darauf folgenden Abende zwischen denselben Personen in der Wollenberg'schen Wohnung geführt wurde, werden wir die Intentionen Strömer's und die Antwort Bergfeld's kennen lernen.

Also, wie steht's, begann Strömer, zu Leicht gekehrt; haben Sie mit Ihrem Kompagnon geredet?

Ja!

Was haben Sie zu ihm gesagt?

Ich habe gesagt: Lieber Herr von Bergfeld, ich befinde mich in der fürchterlichsten Verlegenheit und benöthige Geld. Ich kann damit nicht warten, bis Sie geheiratet haben, sondern habe mich um einen Menschen umgesehen, der mein Geschäft ablösen wird.

Haben Sie bereits Einen gefunden? fragte er.

Ja, ich hab' ihn.

Er schüttelte den Kopf und sagte darauf: Mein lieber Herr Leicht, das geht nicht so rasch, wie Sie glauben. Ich hab' Sie zum Kompagnon genommen, weil Sie mir gefielen, weil wir Zwei sympathisch sind; ob mir aber Derjenige zusagen wird, der Sie ablösen will, das ist eine Frage, die ich erst beantworten werde, bis ich den fraglichen Menschen kennen gelernt haben werde. Sie wissen, daß selbst Hausherren die Parteien ohne hausherrliche Einwilligung nicht wechseln lassen, um so weniger kann dergleichen bei einem Geschäfte gestattet sein. Also bringen Sie mir den Menschen her, ich will ihn kennen lernen.

Strömer nickte mit dem Kopfe und sagte:

Sie haben Ihre Rolle gut memorirt und gut gespielt, Ihr Kompagnon soll mich kennen lernen, ich hoffe, er wird mit mir zufrieden sein.

Am nächsten Vormittage begleitete Strömer den Kompagnon Bergfeld's nach der Fabrik.

Die Szene, welche Strömer hier abspielte, wäre eines guten Schauspielers würdig gewesen.

Karl Leicht traute seinen Augen und Ohren nicht, Strömer spielte den Einfältigen in Geschäftssachen so natürlich, als ob er bei Karl Leicht in die Schule gegangen wäre.

Die wohlberechnete Verstellung hatte auch die erwartete Wirkung, daß Bergfeld Vertrauen faßte und bereits ein zweites Opfer zum Absieden vor sich zu haben vermeinte.

Strömer hatte, um den Fabrikanten von seinen reellen Absichten zu überzeugen, eine Brieftasche herausgezogen und wies ihm acht Stück Hunderter als die nöthige Ablösungssumme.

Bergfeld begann, als er das Geld sah, wärmer und eifriger zu werden, und rückte nun mit seinen Ideen heraus.

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, sagte er, Sie wollen Herrn Karl ablösen, wie wär's, wenn Sie statt dessen lieber gleich als dritter Gesellschafter in das Geschäft treten würden?

Unter welchen Bedingungen?

Unter denselben wie Herr Leicht.

Wer weiß, ob Herr Leicht damit zufrieden sein wird? Leicht wußte nicht, ob er die Frage mit „Ja" oder „Nein" beantworten solle, bis ihn Strömer durch eine Kopfbewegung zu dem letzteren veranlaßte.

Ich finde die Weigerung des Herrn Leicht natürlich, bemerkte Herr Strömer hierauf, er benöthiget Geld, wenn ich aber als Dritter in's Geschäft träte, so bekäme er keines.

Er bekäme die eine Hälfte und ich die andere, belehrte Herr von Bergfeld.

Ah, so, das ist ein anderes, damit wäre ihm für den Moment allerdings geholfen. Ihr Antrag verdient überlegt zu werden.

Ich will mir ihn überlegen, sagte Karl, nach dem ihm zugeworfenen Tau greifend; wir wollen morgen über die Sache weiter sprechen.

Dabei blieb es.

Dieser Bergfeld, sagte Strömer zu Leicht, als Beide mitsammen nach Hause gingen, ist zwar keiner der durchtriebensten, aber sicherlich einer der gewissenlosesten Spitzbuben, die ich je kennen gelernt habe. Ihm genügt nicht, Sie betrogen zu haben, er möchte einen zweiten Betrug begehen, um Sie zu befriedigen, will aber auch davon die Hälfte einstecken. Das wird doch ein Grasel sein!

Am nächsten Vormittage begaben sich Strömer und Karl Leicht abermals nach der Fabrik, wo sie Bergfeld trafen.

Sie hatten sich daheim verabredet, die Wahl, ob Strömer Leicht im Geschäfte ablösen, oder ob er als Dritter in die Gesellschaft treten solle, Herrn von Bergfeld zu überlassen, da es sich einzig darum handelte, in die Bücher und Papiere Einsicht zu erhalten, die der Fabrikant in jedem der beiden Fälle gewähren müsse.

Bergfeld war freundlich und zuvorkommend wie gestern; man begann unverzüglich vom Geschäft zu reden. Strömer bemerkte bald, daß der Grasel die Verhandlung — obgleich man die Wahl ihm überließ — in die Länge zog.

Hollah, dachte Strömer, was ist da zwischen gestern und heute vorgefallen?

Die Frage sollte bald beantwortet werden.

Es währte nicht lange, so kam der Geschäftsagent Schönberg und begehrte mit Bergfeld zu sprechen.

Schönberg kümmerte sich um Leicht nicht, als ob ein Mensch, den er mit betrügen geholfen, ihn gar nichts anginge; desto mehr Aufmerksamkeit widmete er dem Begleiter des Betrogenen, hütete sich jedoch dabei, auffallend zu erscheinen.

Bergfeld begab sich mit dem Agenten auf die Dauer von nur wenigen Minuten hinaus, und kehrte lächelnd zurück, was darauf hindeutete, daß er eine gute Nachricht empfangen habe.

Schönberg ging wieder fort und die durch den kurzen Besuch abgebrochene Verhandlung wurde von Seite Strömers wieder aufgenommen.

Nun, verehrter Herr von Bergfeld, begann Leicht's Begleiter, bringen wir unsere Sache zu Ende; wozu haben Sie sich entschlossen?

Der Fabrikant zuckte die Achseln und erwiederte:

Um aufrichtig zu reden, muß ich Ihnen sagen, daß ich noch gar nicht entschlossen bin, daß mir überhaupt eine Aenderung in meinem Geschäfte so kurz vor meiner Vermälung weder vortheilhaft noch wünschenswerth erscheint. Ich habe Herrn Leicht bereits gesagt, daß er sich gedulden möge. Wenn ihm die Verbindung mit mir nicht rentabel genug erscheint, so werde ich ihn am Tage nach meiner Hochzeit ausbezahlen; bis dahin sind nur noch drei Wochen, er kann somit warten.

Wenn ich recht höre, sind Sie von Ihrem früheren Entschlusse ganz abgekommen.

Auf meiner Seite war von einem Entschlusse noch lange keine Rede, ich habe mich blos geneigt gezeigt, bin aber auch davon in Folge reiflicherer Erwägung abgekommen.

Damit war die Unterhandlung abgebrochen, und es blieb den beiden Anderen nichts übrig, als sich zu entfernen.

Strömer war eine Weile schweigend an Leicht's Seite einhergeschritten, dann begann er:

Nun, Sie Kirchenlicht, was halten Sie von dieser Wendung?

Mein Gott, lautete die schüchterne Antwort, was kann ich denn sonst davon denken, als daß er sich anders besonnen hat.

Ist Ihnen der Besuch des Schönberg gerade zur Zeit unserer Anwesenheit nicht aufgefallen?

Ich dachte nicht daran.

Haben Sie nicht bemerkt, daß Bergfeld vor dem Besuche die Unterhandlung absichtlich in die Länge zog?

Nein, das ist mir entgangen.

Daß er mithin auf Etwas wartete, daß dieses Etwas der Schönberg gewesen sein mußte, weil nach dessen Entfernung der Grasel sogleich mit der Farbe herausrückte?

Sie können schon Recht haben.

Offenbar hat also Schönberg dem Fabrikanten irgend eine Nachricht gebracht, die ihn seinen uns kundgegebenen Entschluß fassen ließ.

Was glauben Sie hat er ihm hinterbracht?

Er wird ihm wahrscheinlich anvertraut haben, daß die Tage jetzt kürzer sind wie im Juli!

Leicht schaute Strömer verblüfft an, dieser brach in ein lautes Lachen aus und sagte:

Meiner Treu', Sie sind ein köstlicher Mensch! Sie dürften heute auf die Welt gekommen sein, Sie könnten auch nicht dümmer sein, als Sie sind. Also Schönberg hat Bergfeld ein Licht aufgesteckt, und dies bewog den Letzteren umzukehren und uns nicht in die Falle zu gehen.

Woher aber hat Schönberg erfahren, daß wir Zwei einverstanden sind?

Strömer lachte jetzt wieder und sagte:

Er brauchte nicht erst etwas zu erfahren, er hat mich erkannt.

Ah, das ist gut, rief Leicht lachend, er hat Sie erkannt und ich kenne Sie eigentlich noch jetzt nicht, obgleich wir zusammenhalten.

Dieses naive Geständniß versetzte den Anderen in eine wo möglich noch größere Heiterkeit.

Ach, was sind Sie für ein prächtiger Mensch, rief er; wenn es auf der Welt lauter Leute gäbe, wie Sie, dann käm' ich bald um mein Brot.

Strömer las es seinem Begleiter von dem Antlitz herab daß er ihn auch jetzt noch nicht kenne, gab sich jedoch weiterkeine Mühe, ihn aufzuklären, sondern fuhr fort:

Da wir auf dem betretenen Wege zu einem Ziele nicht gelangt sind, so müssen wir einen anderen Weg suchen. Ich werde mich erkundigen, was für eine Bewandtniß es mit der Heirat dieses Bergfeld habe. Morgen oder übermorgen sollen Sie erfahren, was an der Sache Wahres ist.

Damit ging Strömer von dannen.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am Abende des nächsten Tages saßen die Wollenberg und Leicht wieder beisammen, als Strömer sich einfand.

Da bin ich, sagte er statt des Grußes; ich hab' keine Zeit, mich lange aufzuhalten, und bin nur gekommen, um Euch von dem, was ich erhoben, in Kenntniß zu setzen. Es ist wirklich Hoffnung vorhanden, daß der Tschaperl — er deutete dabei auf Leicht — zu seinem Geld kommen wird.

Allgemeine Verwunderung.

Die Heirat Bergfeld's fuhr der Sprecher fort, ist keine Erfindung. Die Braut ist ein junges, reizendes Fräulein, und der Grasel bekommt eine Mitgift von 6000 Gulden.

Nicht möglich! rief Frau Wollenberg.

Warum soll das nicht möglich sein? versetzte Strömer; es geschehen noch ganz andere Dinge auf dieser Welt. Die Heirat ist also keine Erdichtung, sie ist im Werk, ob sie aber wirklich so nahe bevorsteht, wie der Grasel behauptet, das werd' ich erst erfahren; eben so vermag ich nicht gut zu stehen, daß Bergfeld, wenn er die Mitgift erhält, ernstlich im Sinne haben wird, Sie zu bezahlen.

Das wär' ja gar niederträchtig! rief Karl.

Ihnen sagte Strömer lächelnd, geb' ich gar keine Antwort mehr, denn Sie sind unverbesserlich. Sie sind ein ausgemachter Pechvogel, besitzen aber trotzdem noch immer mehr Glück als Verstand; daraus kann man schließen, wie wenig von dem letzteren vorhanden sein muß.

Alle lachten und Strömer ging ebenfalls lachend von dannen.

Neuntes Kapitel.

Die Braut des Herrn von Bergfeld.

Es ist an der Zeit, den Leser auch in dieses Verhältniß einzuweihen, wo er eine andere Spezies von Graseln kennen lernen wird.

Man wird sich des Abends erinnern, den Schönberg und Bergfeld in einer Loge des Theaters an der Wien zubrachten, und an dem der Erstere dem Letzteren seine künftige Gattin zeigte, die mit ihrer Mutter sich vis-à-vis in einer Loge befand.

Bergfeld war ein zu kluger Kopf, um über diese ihm verheißene Verbindung nicht nachzudenken.

Er setzte in Schönberg's Worte nicht den leisesten Zweifel, das heißt, er nahm das Heiratsprojekt von der ernstesten Seite und sah sich schon im Besitze einer jungen,

reizenden Frau und der für seine Verhältnisse sehr respektabeln Mitgift.

Was ihn jedoch nachdenken machte, war das Motiv, welches zu der Verbindung mit ihm Veranlassung gegeben haben konnte.

Wie kam er dazu, die Hand eines hübschen Fräuleins und noch 6000 Gulden Mitgift zu erhalten?

Bergfeld schüttelte den Kopf und dachte: Dahinter muß was stecken; nun, ich werde es wohl bald zu hören bekommen!

Allerdings steckte was dahinter, aber er bekam es nicht so leicht heraus, als er im ersten Augenblicke wähnte.

Schönberg war der erste, bei dem er anklopfte, um in der Sache Licht zu erhalten, aber der Agent war zu einer Enthüllung nicht zu bewegen.

Ich kann Dir nichts sagen, lautete sein Bescheid, weil ich selber nichts weiß. Frau von X. — so mag Deine künftige Schwiegermutter einstweilen heißen — ließ mich holen und trug mir ihr Anliegen vor, ihre einzige Tochter, die eine Mitgift von 6000 Gulden bekömmt, passend zu verheiraten. Unter passend versteht sie einen jungen Mann, der sich zu präsentiren weiß und von guter Familie ist. Ich verfiel sogleich auf Dich, war aber vorsichtig genug, von Deinen mißlichen Verhältnissen kein Geheimniß zu machen.

Das nennst Du Vorsicht?

Allerdings, denn in solchen Fällen läßt sich nichts verheimlichen, weil man sonst riskirt, sich selbst zum Narren zu haben. Damit wir also kein Luftschloß bauen, schenkte ich ihr reinen Wein ein und sie hieß mich in einigen Tagen wieder kommen. Während dieser Zeit zog sie Erkundigungen über Dich ein, denn sie hatte mir Deine Adresse abverlangt, dann ließ sie mich wieder holen und sagte zu mir: Herr von Bergfeld besitzt in der That Eigenschaften, wie ich sie an meinem künftigen Schwiegersohne wünsche, ich glaube, die Verbindung wird zu Stande kommen, vorausgesetzt,

daß ihm meine Tochter gefällt. Ich werde für heute Abend zwei Logen im Theater an der Wien nehmen, eine für uns und eine für Sie und Bergfeld, machen Sie ihn auf uns aufmerksam, und wenn ihm das Mädchen gefällt, so soll er zu uns kommen und um ihre Hand anhalten, ich werde sie ihm nicht abschlagen. Da er die Mitgift baar und unverzüglich nach der Trauung ausbezahlt bekommt, und er sich in einer wenig beneidenswerthen Situation befindet, so wird ihm die Beschleunigung der Vermälung gewiß erwünscht sein; es hängt daher nur von ihm ab, sie so bald wie möglich vollzogen zu sehen. So sprach Deine künftige Schwiegermutter gestern. Wir gingen in's Theater, Du sahst Mutter und Tochter, jetzt ist es an Dir, Dich zu entscheiden und zu handeln. Sobald Du mir 25 Prozent von der Mitgift verschrieben haben wirst, erhältst Du die Adresse und kannst thun, was Dir beliebt. Gefällt Dir das Fräulein nicht, so werde ich für einen andern Mann Sorge tragen. Jetzt entscheide Dich.

Bergfeld stellte hierauf das verlangte Dokument aus und erhielt die Adresse.

Sie lautete: Eleonore Edle von Rammstein, Bürgerspital, Hof —, Stiege — u. s. w.

Wenn etwas im Stande war, den Grafel noch mehr zu spannen — wir wissen für das Gefühl, welches ihn beseelte, keinen anderen Ausdruck zu finden — so war's diese Adresse.

Die Familie, die ihm eine schöne, junge Gattin mit einer Mitgift von 6000 Gulden gleichsam auf einem Präsentirteller entgegentrug, war also von Adel!

Seine bisherige Vermuthung, er verdanke das Glück seinem Stande, der irgend einer bürgerlichen Familie lockend erschienen sei, zerrann in Nichts; er mußte nach einem anderen Motive forschen, denn, wie gesagt, was ihn quälte und faktisch beunruhigte, war der Grund, dem er das bevorstehende Glück zu verdanken haben sollte.

Einem vollkommen ruinirten Menschen, einem Schwindler, Betrüger, Verschwender, den man als solchen kannte, ein hübsches Fräulein sammt einer respektabeln Mitgift anbieten, dazu mußte allerdings ein sehr wichtiges Motiv vorhanden sein.

Der Edle von Bergfeld zersann sich den Kopf nicht lange und wähnte den Grund gefunden zu haben.

Er nahm das an, was nahe lag und worauf am Ende jeder Mensch verfallen wäre, nämlich, daß die Heirat der jungen Rammstein bestimmt sei, einen begangenen Fehltritt vor der Welt zu verdecken, und daß man sich mit der Hochzeit beeile, weil es bereits hoch Zeit sei!

Wenn's sonst nichts ist, dachte er, so würde dieser Fall ein Hinderniß nicht abgeben.

Wie man sieht, war dieser Grasel ein Mann, der die Logik der Thatsachen anerkannte.

Von der erwähnten Ueberzeugung durchdrungen, trat er den Weg zur Rammstein an.

Die Wohnung seiner künftigen Schwiegermutter befand sich im zweiten Stockwerke, ging auf die Straße hinaus und war sehr elegant.

Von Bergfeld erkannte sogleich, daß hier nicht jener Schaum des Luxus aufgeblasen sei, um innere Leere und Hohlheit zu verbergen.

Der Luxus in dieser Wohnung war reell und solid, und ließ, obgleich nicht übertrieben, doch auf Wohlhabenheit schließen.

Der Empfang von Seite der Frau von Rammstein, als Bergfeld sich ihr präsentirte, war ein sehr zuvorkommender. Das Fräulein saß im Gemache nebenan am Flügel und exekutirte irgend eine italienische Piece.

Frau von Rammstein ersuchte Bergfeld, ihr zu folgen, verfügte sich in ein entlegenes Gemach, lud ihn ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen, und begann die Unterhaltung

damit, daß sie ihn um Angabe der Veranlassung bat, die ihr die Ehre seines Besuches verschaffte.

Bergfeld — um der Form zu genügen — brachte sein Anliegen vor, gab der Sache, um nicht zu verletzen, ein romantisches Lustre, und redete, als ob sein Beweggrund einzig und allein die Liebe sei.

Frau von Rammstein spielte ebenfalls Komödie und stellte sich, als nähme sie das Gehörte für baare Münze, begann zu bedauern, daß sie ihrer Tochter nur eine Mitgift von 6000 Gulden zu geben im Stande sei, wogegen Bergfeld deprezirte und sich den Anschein gab, als ob er auf Mitgift gar keinen Werth lege.

Nachdem man sich auf diese Weise erklärt hatte, wurde das Fräulein gerufen und die Mutter stellte ihr ihren künftigen Bräutigam vor.

Diese Vorstellung versetzte den Grasel in eine unbeschreibliche Verwirrung; wir werden gleich erzählen warum.

Fräulein Mathilde — so war der Name des in der That reizenden Geschöpfes — trug ein weißes Spitzenkleid, ein leichtes elegantes Negligée, welches Herrn von Bergfeld augenblicklich erkennen ließ, daß er in Bezug auf das Motiv dieser Verbindung einem gräulichen Irrthume huldigte.

Die ganze Erscheinung Mathildens war von jenem spiegelreinen Glanz der Jugend, von jener jungfräulichen Frische umhaucht, daß jeder Verdacht nach dieser Richtung hin momentan verschwinden mußte.

Das Alles erkannte der Grasel, und da dieses Erkenntniß seine bisherige Ueberzeugung über den Haufen warf und gleichzeitig das Verhältniß wo möglich in einen noch dichteren Schleier hüllte, so gerieth er in Verlegenheit.

Diese war so groß, daß er ein Lächeln, welches die Lippen seiner künftigen Schwiegermutter umspielte, nicht gewahrte, ein Lächeln, welches zu erkennen gab, daß die Dame sogar seine Gedanken errieth.

Mathilde benahm sich bei der Vorstellung ungezwungen, natürlich und freundlich.

Herr von Bergfeld, sagte sie mit wohlklingender Stimme, ich erkläre Ihnen, daß ich mit der Wahl, die meine Mutter getroffen hat, vollkommen einverstanden bin, daß ich Sie ungezwungen, somit freiwillig zum Gatten nehme, und daß ich der Hoffnung lebe, diese Verbindung werde beitragen, Ihr und mein Glück zu gründen.

Wir machen den Leser auf den letzten Satz besonders aufmerksam, da das Fräulein ihn stärker betonte. Bergfeld merkte es wohl, mißdeutete jedoch die Betonung, indem er den Wunsch des Fräuleins zu seinen Gunsten aufnahm und das Zweideutige der Rede nicht herausfand.

Die weitere Unterhaltung bot nichts Merkwürdiges. Mutter und Tochter waren zärtlich miteinander und zeigten in ihrem Benehmen und in ihren Aeußerungen, daß zwischen ihnen eine harmonische Eintracht herrsche.

Bergfeld wurde eingeladen, am nächsten Tage wieder zu kommen und einen Notar, zu dem er Vertrauen besitze, mitzubringen.

Der Grafel verbrachte damals eine schlaflose Nacht; er zerquälte sich, das Geheimniß der Familie Rammstein zu ergründen, er erfand die abenteuerlichsten Motive, die er im nächsten Augenblicke wieder verwarf; der ganze Vorgang war so außerordentlich, daß es dabei unmöglich mit richtigen Dingen zugehen konnte.

Am darauffolgenden Abende erschien Bergfeld mit seinem Notar bei Rammstein; der Ehevertrag wurde kurz und bündig aufgesetzt:

Frau von Rammstein händigte dem Notar sechs Stück Noten jede à 1000 Gulden ein, welcher Betrag Herrn von Bergfeld eine Stunde nach vollzogener kirchlicher Trauung ausgefolgt werden sollte, ohne daß ihm irgend welche Verpflichtung auferlegt wurde.

Damit war die Verlobung schriftlich vollzogen, man nahm Thee ein, Bergfeld bekam den Ehrenplatz zwischen seiner Schwiegermutter und seiner Braut; einige Geladene — Bekannte der Familie Rammstein — fanden sich ein, Bergfeld wurde von Allen mit Auszeichnung behandelt, die Vorgänge des Abends erschienen ihm wie ein Traum, aus dem er jeden Augenblick zu erwachen besorgte.

Er wurde nicht geweckt, wenigstens heute noch nicht.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die Beschreibung dessen, was in dem Innern des Edlen von Bergfeld vorging, fällt uns schwer; ein Gemisch von theils peinlichen, theils beglückenden Gefühlen rumorte in dem Grafel herum und raubte ihm die Ruhe.

Er, der nichtsnutzige Herr von Bergfeld, der beinahe an der Schwelle des Kriminals stand — und unser Grafel war klug und aufrichtig genug, sich darüber keine Täuschung zu bereiten — er sollte in wenigen Wochen der Gatte eines jungen reizenden Fräuleins werden, eines Fräuleins von Adel — also nicht einmal die Makel einer Mesalliance fiel auf ihn — er sollte eine Mitgift erhalten, die ihn allen Verlegenheiten entriß; dieses enorme Glück war kein Traum, kein Schwindel, denn der Notar — sein Notar hatte bereits das Geld in Verwahrung, um es ihm nach der Trauung einzuhändigen; der Ehekontrakt war bereits unterschrieben, nur wenige Wochen — denn wenn man die Erledigung des Konsenses auch noch so betrieb, damals that es der Wiener Magistrat nicht schneller — also nur wenige Wochen und sein Glück war gegründet.

Aber wird das Glück auch ungetrübt sein? Was stand ihm bevor? Wie kam es, daß er überhaupt in diesen Glückstempel eingelassen wurde? Welchem Motive verdankte er das Glück? Wird dieses Motiv nicht wie ein Gifttropfen in den Kelch fallen, den er zu leeren hatte?

Es waren also Freude, Hoffnung, Unruhe, Zweifel, Spannung, Pein, die sein Inneres in Bewegung setzten und je länger desto heftiger ihn beunruhigten.

Während der Zeit, die er auf die Erledigung des Konsenses zu warten hatte, suchte er seine künftigen Angehörigen täglich auf und wurde jedesmal mit derselben Freundlichkeit empfangen.

Mathilde und ihre Mutter waren die Liebenswürdigsten und erwarben sich das Vertrauen Bergfeld's in so hohem Maße, daß er auf die abenteuerliche Idee verfiel, um seinen Zweifel und die Neugierde, die ihn quälten, zu befriedigen, seine künftige Schwiegermutter in höchst eigener Person zu interpelliren und sich von ihr aufklären zu lassen, wie er denn dazu komme, zu ihrem Schwiegersohne auserwählt worden zu sein?

Natürlich mußte er bei dieser Interpellation mit gehöriger Vorsicht und Politesse auftreten, und das beobachtete er auch.

Diese Szene zwischen ihm und der Frau von Rammstein ist so interessant, daß wir sie ausführlich widergeben wollen.

Mathilde befand sich bei einer Freundin in der Nachbarschaft zu Besuche, Bergfeld traf also, als er eines Nachmittags zum Besuche erschien, seine künftige Schwiegermutter allein.

Gnädige Mama, begann er, die noch immer schöne Hand der Rammstein an seine Lippen führend, ich bedauere zwar, meine theuere Braut nicht zu Hause zu treffen —

Ich werde sie sogleich herüberholen lassen, sie ist in der Wohnung nebenan.

Nicht doch, gnädige Mama, ich erbitte mir die Begünstigung, mit Ihnen allein sein zu dürfen.

Wollen Sie mir den Hof machen? fragte die Dame lächelnd.

Wenn Sie nicht die Mutter dieser Tochter wären, und wenn ich Sie allein kennen gelernt hätte —

So würden Sie sich in mich verliebt haben? Ach, Herr Sohn, das glaube ich Ihnen nicht. Sie werden mich nimmer dazu bringen, die Rolle einer verliebten Alten zu spielen, sie wäre zu wenig neu. Warum wünschen Sie mit mir allein zu sprechen, was haben Sie auf dem Herzen?

Die Erledigung meines Gesuches beim Magistrate dürfte in zehn bis zwölf Tagen erfolgen.

Um so besser, wir lassen die Verkündigung ein- für allemal vornehmen und die Trauung unmittelbar darauf vollziehen.

Demgemäß trennen mich kaum mehr vierzehn Tage von meinem Glücke.

Je weniger, desto besser.

Diese Nähe legt mir die Verpflichtung auf, mit Ihnen, gnädige Mama, über unsere künftige Haushaltung zu sprechen.

Gut, Herr Sohn, sprechen Sie darüber.

Diese paar Worte versetzten den Grasel in eine nicht zu verbergende Verwirrung.

Was konnte er über oder von seiner künftigen Haushaltung sprechen, er, der nichts hatte, nichts besaß, und ganz und gar auf die Mitgift angewiesen war, die ihm aber erst nach der Trauung ausgefolgt werden sollte?

Bergfeld suchte seine Verwirrung, so gut es anging, zu bemeistern uud sagte:

Gnädige Mama werden die Gewogenheit haben, da ich in dieser Angelegenheit ohne Sie keinen Schritt thun will, mir mit Ihrem Rathe beizustehen; es handelt sich doch um bedeutende Auslagen.

Wenn Sie, Herr Sohn, an meinen Rath appelliren, dann will ich Ihnen den besten geben, den ich zu geben vermag; er besteht darin, nichts zu thun, sich um nichts zu bekümmern und Alles uns zu überlassen.

Bei diesen Worten der Rammstein fiel dem Grasel unwillkürlich sein Kompagnon ein.

Aehnlich wie die Dame jetzt, hatte Bergfeld zu Leicht gesprochen; Leicht kümmerte sich wirklich um nichts und stand am Hochzeitstage ohne Wohnung da.

Am Ende, dachte von Bergfeld, ergeht es mir auch so, aber — beruhigte er sich selbst — eine Stunde nach der Trauung erhalte ich ja meine Mitgift, und mit 6000 Gulden in der Tasche ist man in Wien nicht obdachlos.

Und laut sagte er:

Gnädige Mama, sagte er, meine Lage ist allerdings keine beneidenswerthe, allein —

Ich bitte Sie, lieber Herr Sohn, davon nicht zu sprechen und meine Aufrichtigkeit nicht zu mißdeuten. Ich befliß mich ihrer nur, um Sie von unnöthigen Ausgaben abzuhalten. Wir sind Ihrem Trauungstage so nahe gerückt, daß wir uns jetzt schon als Verwandte ansehen können, und zwischen solchen muß Vertrauen herrschen. Also noch einmal, überlassen Sie das ganze Arrangement meiner Einsicht, und kümmern Sie sich um nichts, ich werde Alles besorgen.

Da Sie es wünschen, so soll es geschehen. Weil Sie aber so eben von Vertrauen gesprochen haben, so muß ich mir die Bemerkung erlauben, und ich bitte Sie, gnädige Mama, auch meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten, daß gerade ich Ursache hätte, mich über Mangel an Vertrauen von Ihrer Seite zu beklagen.

Daß ich nicht wüßte.

Gnädige Mama verheimlichen mir Etwas, was mir zu wissen sehr ersprießlich wäre.

Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen. Ich glaube in der ganzen Affaire mit Offenheit und mit Redlichkeit zu Werke gegangen zu sein.

Ich anerkenne es bis auf Einen Punkt.

Welcher ist dieser Punkt? Lassen Sie hören, machen Sie Ihrem Herzen Luft.

Gnädige Mama, das Glück, Ihr Schwiegersohn zu werden, ist für mich so groß, daß es mir fast wie ein Traum erscheint, wie ein Traum, dessen Sinn ich nicht kenne, dessen Deutung zu erfahren ich neugierig bin.

Frau von Rammstein brach in ein lautes Lachen aus und erwiederte:

Sie wünschen also, daß ich Ihnen aus dem Traume helfen soll?

Ich bitte darum.

Wenn ich Sie recht verstehe, fuhr die Dame fort, so möchten Sie erfahren, wie Sie zu dem Glücke kommen, der Gatte meiner Tochter zu werden? Ich will es Ihnen anvertrauen, aber sagen Sie ja nichts weiter. Mathilde hat sich's in den Kopf gesetzt, Hebamme zu werden.

Bergfeld riß die Augen weit auf, die Rammstein fuhr fort:

Es wird Ihnen aber bekannt sein, daß nur verheiratete Frauen Hebammen werden können; ich mußte daher trachten, sie vorher unter die Haube zu bringen. Obgleich nun Mathilde eine Mitgift von 6000 Gulden erhält, fand ich doch keinen Herrn vom Adel, der sich herbeigelassen hätte, eine geprüfte Hebamme zur Gattin zu nehmen, ich mußte daher Einen aufsuchen lassen, dessen pitoyable Lage ihn weniger bedenklich macht. Ich glaube diesen Mann in Ihnen gefunden zu haben, Sie werden sich wohl darüber hinaussetzen, wenn Mathilde die Hebammenkunst studieren und als Ihre Gattin auch ausüben wird.

Der Grafel traute seinem Gehöre nicht.

Je länger aber die Dame sprach, desto mehr kam er zur Erkenntniß, daß sie nur einen gnädigen Scherz mit ihm treibe, und als sie zu Ende war, lieh er dieser Ansicht auch Worte.

Ich habe nichts dagegen, erwiederte ihm die Rammstein darauf, wenn Sie meine Angabe für Scherz nehmen, ich erlaube Ihnen, sich an dessen Stelle jedes andere Motiv zu denken, denn Gedanken sind zollfrei; aber — wenn wirklich ein geheimer Grund vorhanden wäre, der mich bewog, einen Mann wie Sie zum Schwiegersohne auszuwählen, dann würde ich mich wohl hüten, Ihnen diesen Grund mitzutheilen, bevor ich meinen Zweck erreicht habe, oder bevor ich den Augenblick dazu gekommen glaube. Ihre Zumuthung an mich war daher sehr naiv, von mir erfahren Sie vor der Hand nichts; gedulden Sie sich, der Moment dazu wird kommen, in jedem Falle noch vor der Trauung, das mag zu Ihrer Beruhigung dienen.

Damit hatte diese Szene ein Ende.

Der Edle von Bergfeld wußte gerade so wenig, wie bisher. Eines aber hatte er doch erfahren oder wahrgenommen, nämlich: „Frau von Rammstein war — *ein Grasel in der Krinoline!*“

Zehntes Kapitel.

Zwei Todfeindinnen.

Wir wenden uns wieder Eva Stoll zu, um zu erzählen, wie sich der Konflikt zwischen ihr und ihrer Feindin weiter entwickelt hat.

Man wird sich errinnern, daß Eva Adolf Linker versprochen hatte, in seine Nähe zu übersiedeln, jedoch erst dann, wenn sich das zwischen ihm und seiner Frau neugeschaffene Verhältniß konsolidirt haben würde, das heißt, wenn der Bruch zwischen den beiden Ehegatten ein unheilbarer geworden.

Adolf hatte den Vorsatz gefaßt, nunmehr den Schleier, der sein sträfliches Verhältniß barg, fallen zu lassen, und seine Frau wurde von den alten Freundinnen zu Schritten verleitet, die die Katastrophe beschleunigten.

Welcher Art diese Schritte waren, werden wir sogleich erzählen.

Madame Linker hatte ihren Gatten beim Sperl am Arme einer Geliebten überrascht, sie hatte das Mädchen gesehen, ohne es wieder zu erkennen, sie kannte weder denn Stand noch den Namen ihrer Nebenbuhlerin.

Die alte Frau wurde nun von ihren Rathgeberinen beredet, ihrem Manne heimlich nachzufahren, ihn bei seiner Geliebten zu überraschen, und mit dieser ernstlich zu sprechen, und ihr das Sträfliche ihres Verhältnisses auseinanderzusetzen.

Das that sie denn auch an einem der nächsten Abende.

Adolf ahnte nicht, daß seine Frau in einem Fiaker hinter ihm herfahre, und kutschirte wohlgemuth nach der Alservorstadt, um bei seiner Geliebten abzusteigen.

Die jungen Leute waren kaum fünf Minuten beisammen, so trat Adolfs Gattin in die Kammer.

Eva saß am Tisch und arbeitete, Adolf befand sich in ihrer Nähe und las ihr aus einem Buche vor.

Beim Anblicke seiner Gattin sprang er auf. Eva arbeitete ruhig fort.

Das Mädchen in diesem Momente anzusehen, lohnte sich der Mühe.

An ihrem Aeußeren war auch nicht das leiseste Symptom einer inneren Erregung zu erkennen, ein ironisches Lächeln

spielte um ihre Lippen. Erst als die Szene zwischen Adolf und seinet Gattin begann, ließ sie die Arbeit in den Schooß sinken, erhob das Haupt, und schaute abwechselnd bald die eine oder die andere der beiden Personen an, je nachdem diese oder jene das Wort führte.

Was hast Du hier zu suchen? fuhr Adolf seine Gattin barsch an.

Die alte Frau, die sich auf eine solche Szene sattsam vorbereitet hatte, versetzte mit schneidendem Tone: Was ich hier zu suchen hatte, hab' ich gefunden. Ueberraschend war der Fund allerdings nicht, da ich ihn nicht zum ersten Male machte. Ich bin übrigens nicht Deinetwegen gekommen.

Du hast gar nicht hieher zu kommen!

Wer will es mir verbieten?

Ich!

Wirklich? Bist Du Herr in diesem Hause? Hat Dir etwa gar auch die Mamsell ein Haus verschrieben?

Aloisia, rief er drohend, ich ersuche Dich, mich nicht zu reizen und Dich zu entfernen.

Ich fürchte Deine Drohung nicht. Wenn eine Gattin einmal zu Schritten, wie mein heutiger, gezwungen worden ist, dann ist sie auf Alles gefaßt. Ich bin gekommen, um mit der Mamsell einige Worte unter vier Augen zu sprechen, und ich werde mich nicht entfernen, bis ich meinen Zweck erreicht habe.

Diese mit Festigkeit gesprochenen Worte bewogen Eva, damit der Streit zwischen den Gatten weitere Dimensionen nicht annehme, das Wort zu ergreifen.

Lieber Adolf, sagte sie mit liebreich zuredender Stimme, wenn Deine Frau mit mir unter vier Augen sprechen will, so gewähre ihr, da sie einmal hier ist, die Gelegenheit dazu; ich scheue die Unterredung mit ihr nicht, thu' mir den Gefallen, und entferne Dich auf ein halbes Stündchen; wenn Deine Frau fortgegangen sein wird, kannst Du ja wieder kommen.

Jedes dieser Worte drang wie ein zweischneidiges Schwert in das Herz der alten Frau.

Das Phlegma, die cynische Freiheit, mit welcher das Mädchen den Geliebten in Gegenwart seiner Gattin wieder zu kommen einlud, empörten die Alte in so hohem Grade, daß sie ihre ganze Kraft aufbieten mußte, um sich zu beherrschen und gegen die unverschämte Frevlerin nicht loszubrechen.

Adolf schaute die Geliebte an und sagte: Du begehrst, daß ich mich entferne? Soll ich Dich von dieser Megäre insultiren lassen?

Sei außer Sorge, mein Freund, ich bin stark genug, mich vor jeder Insulte zu schützen, darum erfülle meine Bitte und gehe.

Adolf verließ mit einem drohenden Blicke auf seine Gattin das Gemach.

Nachdem Eva mit der alten Frau allein war, erhob sie sich von ihrem Sitze, schaute die Gegnerin mit einem drohenden Blicke an, und sagte barsch und kurz: Madame, wir sind allein; jetzt sprechen Sie, was wünschen Sie von mir?

Mamsell, begann Frau Linker mit bewegter Stimme, bis vor wenigen Augenblicken huldigte ich einem Irrthume, ich glaubte nämlich, Sie hielten Ihren Geliebten für einen ledigen Mann, und ich kam hieher, um Ihnen darüber die Augen zu öffnen. Wie ich aber so eben vernahm, wußten Sie, daß er ein verheirateter Mann sei, und sie ließen sich doch mit ihm in ein Verhältniß ein; das zeugt von einem so hohen Grade strafbaren Leichtsinnes —

Madame, fiel ihr Eva in's Wort, ich verbiete mir in meiner Wohnung jede Beleidigung, und als eine solche sehe ich es an, wenn Sie sich eine Kritik über meine Handlungen anmaßen, die ich Ihnen nicht ei räume.

Mamsell, was ich sagte, ist keine Anmaßung. Wenn eine Handlung eines Menschen die Intressen eines anderen so feindselig berührt, wie es bei Ihnen und mir der Fall ist, dann wird es wohl dem gekränkten Theile erlaubt sein, seine

Ansichten zu äußern und sich bitter zu beklagen, daß ihm unrecht geschehe. Mamsell, ich habe den Mann, der mich so gewissenlos behandelt, vor Kurzem geheiratet; ich habe ihn aus dem Staube zu mir emporgehoben, hab' ihn reich gemacht, und jetzt lohnt er mich in dieser Weise ab; was haben Sie von ihm zu erwarten?

Ich versehe mich eines Besseren von Adolf, antwortete Eva, denn mich liebt er, Sie aber heiratete er aus Intresse, Ihr Reichthum hat ihn zu dem Schritte bewogen, nicht sein Herz; er wurde überredet, bethört; bei mir ist es ein Anderes —

Sie haben ihn verführt —

Madame, fuhr Eva sie an, wenn von uns Beiden eine die Verführerin ist, so sind Sie es. Sie haben Adolf mit Ihrem Gelde verführt, ja Adolf ist nicht der einzige Mann, bei dem Ihnen dieses Manöver beliebte; Sie haben Ihren ersten Gatten ganz in derselben Weise bethört —

Bei diesen Worten zuckte Frau Linker zusammen und rief: Mamsell — Sie unterstehen sich — woher wissen Sie —

Und das Mädchen fiel ihr triumphirend in's Wort: Erkennen Sie mich denn noch nicht? Sehen Sie mich an, ich bin die Rächerin meiner Mutter, ich bin eine arme, von Ihnen beraubte Weise, ich bin — Eva Stoll!

Bei diesem Namen schrie Frau Linker auf, es befiel sie eine momentane Schwäche und sie mußte sich auf dem Sopha niederlassen, wo kurz vorher ihr Gatte gesessen.

Der Name Eva Stoll hatte sie in der That niedergeworfen, uud wenn das Mädchen in diesem Momente sich der unglücklichen Frau nicht erbarmte, so findet dies seine Erklärung darin, daß das jahrelange Hineinleben in Rachegedanken eine Kruste um ihr Herz gebildet hatte, die das Mitleid abwehrte, und es vor jedem anderen Gefühle schützte.

Nachdem Frau Linker sich etwas erholt hatte, sah sie Eva sich gegenüberstehen und diese fuhr schonungslos fort:

Gedenken Sie noch, wie Sie mich, das arme achtjährige Kind, von der Leiche meines Vaters hinweggerissen haben? Errinnern Sie sich noch des Briefes meiner Mutter, worin sie mich zur Erbin ihrer Rache einsetzte und Ihnen schrieb: „Diese Rache sei mächtig genug, drei Wiener Hausfrauen zu Grunde zu richten? Vermögen Sie es zu leugnen, daß Sie meinen Vater verführt haben, obgleich Sie wußten, daß meine Mutter seine Geliebte und ich die Frucht dieser Liebe sei? Können Sie es in Abrede stellen, daß Sie während dieser ganzen Zeit meiner mit keinem Hauche gedacht haben, als ob ich auf die Hinterlassenschaft meines Vaters kein moralisches Recht besäße? Wenn Sie das Alles bedenken, dann, Madame, werden Sie zugeben, daß ich weniger verwerflich gehandelt habe, wie Sie; dann werden Sie die höllische Freude begreifeu, die ich jetzt fühle, wo es mir gelungen ist, Ihnen einen Theil dessen, was Sie mir anthaten, zu vergelten. Sie waren die Todtfeindin meiner Mutter, Sie waren und sind meine Todfeindin; wir zwei können nur leben, bis entweder die eine oder die andere zu Grunde gerichtet ist. Jetzt wissen Sie, wessen Sie sich von mir zu versehen haben, gehen Sie und schützen Sie sich davor.

Frau Linker erhob sich.

Der Haß, wie sie ihn ehedem gegen Mutter und Tochter gefühlt, war wieder erwacht; sie schleuderte dem Mädchen einen giftigen Blich zu und sagte: Ihre Mutter war die Maitresse meines ersten Mannes, Sie haben sich zu der meines zweiten Gatten gemacht, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; ich weiß, daß wir zwei nur als Todfeindinnen leben lönnen, und daß ich von Ihnen das Schlimmste zu gewärtigen hätte; ich werde mich davor zu schützen wissen.

Damit verließ sie die Kammer.

Eva schaute ihr mit blitzenden Augen nach, und zu ihrer Zimmerfrau, die eben eintrat, sich wendend, sagte sie: Wissen Sie, Frau Meyerin, was diese alte Schachtel morgen thun

wird? Sie wird zur Polizei rennen und wird mich als liederliche Dirne denunziren —

Mamsell Everl, wenn man eine Handarbeiterin ist, so ist mit der Polizei nicht gut Kirschen essen! —

Eva lächelte und erwiederte:

Sie haben recht, darum werde ich mich beeilen, meinen Stand zu wechseln —

Was wollen Sie werden?

Ich werde die Besitzerin eines halben Hauses werden!

Eilftes Kapitel.

Die neue Hausfrau.

Wir haben es bereits gesagt, daß die Rathschläge oder, richtiger gesagt, die Hetzereien jener alten Freundinnen, die Frau Linker umgaben und ihre einzige Gesellschaft bildeten, die Katastrophe nur beschleunigen und die unglückliche Frau zwingen würden, den bitteren Kelch ganz zu leeren, und das traf nunmehr ein.

Der Gang zum Sperl, der Besuch bei Eva Stoll waren das Werk dieser Freundinnen, der Gang zur Polizei, den Frau Linker, wie Eva voraussah, am anderen Tage wirklich machte, war es ebenfalls.

Als die alte Frau zu dem Mädchen die letzten Worte sprach: „Ich werde mich davor zu schützen wissen,“ wußte Eva bereits, was sie vor hatte.

Die Wiener wissen eben keinen anderen Schutz als die Polizei, die anderen Gerichte existiren für sie nur, wenn die Polizei sie dahinweist. Es geschehe, was da wolle, sie drohen mit der Polizei, sie rennen zur Polizei, die Polizei ist ihre Vorsehung. Sie sind an das polizeiliche Gängelband schon so gewöhnt, daß sie selbst dann, wenn das Institut der Friedensrichter bestünde, doch zur Polizei rennen würden. Das Gesagte gilt besonders von den unteren, zum großen Theil auch von den mittleren Schichten.

Die Angelegenheit der Frau Linker gehörte doch gewiß nicht vor das Forum der Polizei; aber die alten Weiber hatten ihr erzählt, daß dergleichen Fälle schon mehrere vorgekommen seien, und daß die Polizei jedesmal die Ehestörerinnen ausgewiesen oder gar mittelst „Schub“ in ihre Heimat befördert hbbe, welche Prozedur für Frau Linker zu lockend war, um sie ihrer Todfeindin nicht an den Hals zu laden.

Aoer die Erwartungen wurden getäuscht, Eva Stoll war nach Wien zuständig, konnte daher nicht ausgewiesen werden; Eva Stoll, die recht wohl wußte, daß man mit Handarbeiterinnen nicht viel Federlesens machte, schützte sich auch davor, indem sie, wie sie sagte, ihren Stand wechselte und Hausfrau wurde.

Damit unsere Leser sich zu orientiren im Stande sind, ist es, bevor wir weiter erzählen, nothwendig, einige Worte über das Haus zu sagen, welches der alte Schickenberg seiner Gattin hinterlassen hatte, welches diese an Adolf Linker und dessen eine Hälfte Linker an Eva Stoll verschrieb.

Das Haus war zwei Stockwerke hoch und bestand aus einer langen Gassenfronte und zwei Seitenflügeln, die den

Hof umschlossen. Rückwärts befand sich ein kleiner Hausgarten.

Das geräumige Mittelthor schied das Gebäude in zwei natürliche Hälften, deren jede eine eigene „Stiege“ besaß.

Jene Haushälfte, in der sich die erste Stiege befand, war Eigenthum der Eva Stoll.

Hier wohnte im ersten Stocke Frau Linker, die Wohnung neben ihr war leer.

Es war das dieselbe Wohnung, wo Eva Stoll sich einst mit ihrer Mutter verbarg, als sie von der Leiche des alten Schickenberg verjagt wurden.

Schon am Tage nach der Szene in der Alservorstadt erschien die Hausmeisterin, um die erwähnte Wohnung zu lüften und zu säubern.

Frau Linker, als sie das sah, fragte, was mit der Wohnung geschehen werde?

Es wird Jemand einziehen! versetzte die Hausmeisterin.

Wer denn?

Ich weiß es nicht.

Woher weiß Sie, daß Jemand einziehen wird?

Vom gnädigen Herrn.

Ich hab' aber gesagt, daß diese Wohnung leer bleiben muß, weil ich in meiner Nachbarschaft Ruhe haben will.

Machen Sie das mit dem gnädigen Herrn aus, er wird wahrscheinlich wissen, was er thun kann oder nicht.

Nachmittags kamen Tischler, Tapezierer; die Wohnung wurde hergerichtet.

Frau Linker eilte hinüber zu ihrem Gatten, der im ersten Stocke der anderen Haushälfte wohnte, oder wie man in Wien sagt: „Auf der zweiten Stiege,“ und stellte ihn wegen Vermiethung der Wohnung zur Rede.

Adolf wies ihr die Thüre und sagte:

Schau', daß Du hinauskommst, oder ich laß' den Hausmeister holen. Das Haus gehört mir, ich kann damit schalten und walten, wie es mir beliebt.

Die alte Frau ging weinend vor Wuth von dannen.

Die Wohnung war hergerichtet, kein Mensch wußte, wer einziehen werde.

Am Abend des zweitfolgenden Tages kam das Dienstmädchen der ehemaligen Hausfrau eiligst zu ihrer Gebieterin und erzählte ihr, daß soeben die neue Partei eingezogen sei.

Wer sind diese Leute?

Ich konnte sie im Gesichte nicht sehen, es sind zwei, und wenn mir's recht ist, zwei alte Frauen.

Haben sie Kinder?

Nein!

Waren sie nobel gekleidet?

Nein!

Frau Linker war unruhig, ihre Wuth über Adolf hatte sich noch nicht abgekühlt; sie haßte die neue Partei, die gegen ihren Willen die Wohnung bezog, ohne daß sie sie kannte.

Am folgenden Vormittage, als Frau Linker sich eben auf dem Korridor befand und in den Hof hinabsah, trat die neue Nachbarin lächelnd aus ihrer Wohnung. Frau Linker glaubte in den Boden sinken zu müssen, ihr gegenüber stand die Geliebte ihres Mannes — Eva Stoll.

Sie war es, die am Tage vorher mit ihrer bisherigen Zimmerfrau als Duenna die Wohnung bezogen hatte.

Frau Linker stürzte in ihr Gemach, warf sich in die Kleider und rannte zur Polizei.

Ihr Gang war ein vergeblicher; was sie bei der Direktion erfuhr, schmetterte sie noch mehr darnieder, dort wußte man bereits, daß Eva Stoll grundbücherlich eingetragen und Besitzerin des halben Hauses sei.

Frau Linker rannte nun zum Advokaten, dieser eilte, sich über die Schenkungsurkunde zu informiren, und was er nunmehr inne wurde, schmetterte alle Hoffnungen, die er und seine Klientin hegten, darnieder, und bewies, daß

Adolf Linker die Bezeichnung „Grasel“ vollkommen verdiente.

Man höre:

Um die Schenkung zu motiviren, ohne gleichzeitig sein Verhältniß mit Eva zu dokumentiren, wurde in dem Dokumente die ganze Vergangenheit Eva's erzählt und deren moralisches Recht auf Schickenberg's Hinterlassenschaft betont. Da die Witwe Aloisia die natürliche Tochter ihres verstorbenen Mannes vollständig verstoßen hatte, so fühle er (Adolf Linker) sich verpflichtet, die Unterlassungssünde seiner jetzigen Frau zum Theil wieder gut zu machen, und der Tochter Schickenberg's einen Theil dessen zu restituiren, was, wenn auch nicht von Rechts- so doch von Gotteswegen ohnedem ihr gehörte.

Auf diese Weise verheimlichte Adolf das wahre Motiv der Schenkung, hüllte sich in Edelmuth, stellte seine alte Frau als Megäre dar, legte in die Schenkungsurkunde einen vergifteten Dolch, so daß gerade seine Frau es nicht wagen durfte, ihn zu berühren.

Selbst das Verhältniß Adolf's und Eva's erschien durch diese Wendung in einem etwas günstigeren Lichte.

Wohlgemerkt, Eva besaß so viel Macht über den Grasel, daß sie ihn bewog, vor der Welt die Rolle des edelmüthigen Wohlthäters noch einige Zeit fortzuspielen, bis der Prozeß mit seiner Frau entschieden sein werde, denn daß es nunmehr zu einem Prozesse kommen werde, glaubten Beide mit Sicherheit annehmen zu können.

Die Zeit, sagte Eva zu Adolf, wird über die ganze Affaire Gras wachsen lassen, die Nachbarschaft wird sich gewöhnen, in mir die rechtmäßige Eigenthümerin des halben Hauses zu erblicken; dann können wir allmälig den Schleier lüften und haben einen Eklat nicht zu besorgen.

Die alte Frau erfuhr von ihrem Advokaten die höllische Vorsicht, welche ihre Gegner bei Abfassung der

Schenkungsurkunde angewendet hatten; den Uebrigen sollte die Schenkung ebenfalls kein Geheimniß bleiben.

Eva ließ die Hausmeisterin holen und befahl ihr, für den Abend die Miethparteien ihres halben Hauses zu sich zu bitten.

Als diese erschienen, stellte sich das Mädchen ihnen als natürliche Tochter des verstorbenen Schickenberg und als gegenwärtige Besitzerin des halben Hauses vor.

Damit war dem Gerede Thür und Thor geöffnet, und die Neuigkeit drang auch in die Nachbarhäuser.

Frau Linker bekam von ihrem Dienstmädchen und von ihren alten Freundinnen gewissenhaft anzuhören, was die Leute über sie redeten, und hatte zu den alten bereits erlittenen Kränkungen auch noch die zu rangiren, daß die wenigeren Stimmen ihr Recht gaben und sie bedauerten.

Sie hätte das Kind ihres Mannes nicht verstoßen sollen, hieß es; das Kind sei an dem, was seine Mutter that, unschuldig, sie habe gegenüber der Mutter auch nicht recht gehandelt; sie hätte in ihren alten Tagen keinen jungen Grasel heiraten sollen; was ihr jetzt geschehen, habe sie vollkommen verdient u. s. w.

Die alte Frau verlebte Höllentage.

Eva war noch nicht zwei Tage in ihrer neuen Wohnung, als Frau Linker von ihr folgende Zeilen erhielt:

„Madame! Sie werden begreifen, daß wir Zwei auf die Dauer nicht unter Einem Dache wohnen können. Sie haben sich seit dem Tode meines Vaters derart benommen, daß Sie unwürdig sind, in seinem Hause noch ferner zu verweilen. Ich kündige Ihnen daher die bisher innegehabte Wohnung, und werde auch nicht dulden, daß Sie auch nur Eine Minute über den „Muß“ in dem Hause verweilen, welches mir gehört. Wenden Sie sich an Ihren Gatten, vielleicht weist er Ihnen ein Lokal in seiner Haushälfte an.

Eva Stoll.“

Die arme, unglückliche Frau traf ein Schlag nach dem andern.

Diese Kündigung war, wenn auch nicht einer der härtesten, so doch einer der bittersten für sie.

Die alte Garde — ihre Freundinnen — schrie auf vor Entsetzen über eine solche Blasphemie, über solche maßlose Frechheit einer Maitresse, die gegenüber der legitimen Gattin die Frau des Hauses spielte.

Wenn sie — so schrieen die alten Frauen — wirklich des seligen Schickenbergs Erbin sein will, dann muß sie auch dessen legitime Gattin, die gewissermaßen ihre „Stiefmutter“ ist, respektiren!

Diese Logik der alten Frauen war gegenüber einem Verhältnisse, wie es zwischen Eva und ihrer Gegnerin von je bestand, allerdings naiv. Sie begehrte auf der einen Seite Pflichten, die auf der andern nie anerkannt worden waren.

Wir bürden den alten Frauen keinerlei Schuld in diesem Familien-Drama auf; was gekommen ist, wäre auch ohne sie geschehen; nur das eine fällt ihnen zur Last, daß sie die Katastrophe mächtig beschleunigten.

Daß sie durch kluges Zureden die unglückliche Frau zu einem, dem bisherigen ganz entgegengesetzten, Verfahren hätten bewegen können, ist allerdings außer Zweifel, ob aber — wenn Frau Linker sich Eva freundlich genähert und ihr gütliche Vorstellungen gemacht hätte — diese ihren Vorsatz aufgegeben und der ihrer Mutter geleisteten Zusage nicht nachgekommen wäre, das muß aus psychologischen Gründen stark bezweifelt werden.

Die alten Frauen spielten also in diesem modernen Drama gewissermaßen die Rolle, welche der Chor in der alten Tragödie spielte; sie reflektirten, bedauerten, wehklagten, stachelten den Schmerz und die Leidenschaften auf, und waren zugleich die Zeitungsblätter, die das Geschehene in alle Winde verkündeten, gerade so wie der griechische Chor.

Daß auch Eva und Adolf, als der gegnerische Theil, einen Chor hinter sich hatten, braucht nicht erwähnt zu werden. Man wird nur schwer einen Streit ersinnen, wo nicht jeder Theil der Streitenden eine Partei für sich fände; die Menschen sind einmal schwach und zum Irrthume geboren; es gibt nur Wenige, die niemals irren, die sich von ihren Gefühlen niemals bestechen lassen.

Der Chor hinter Eva erkannte ihr das Recht zu und vergönnte der alten Schachtel von ganzem Herzen, was ihr widerfuhr.

Nachdem Frau Linker die schriftliche Kündigung der Wohnung in der Hand hatte, riefen ihre Freundinnen, sie dürfe keine Stunde länger in dem verfluchten Hause bleiben — jetzt war es auf einmal verflucht — sie müsse stante pede ausziehen und der Feindin nicht den Triumph gönnen, als ob ihre Kündigung das Fortziehen veranlaßt hätte.

Die unglückliche Gattin folgte auch diesem Impulse; eine der Freundinnen — die eine leerstehende Wohnung hatte — bot ihr dieselbe an, und schon am folgenden Tage begann die improvisirte Uebersiedlung.

Bei dieser ereignete sich ein Skandal, an welchem sowohl Eva als Adolf vollkommen unschuldig waren; der Veranstalter dieses Skandals war ein vis-à-vis wohnender Knopfmacher, der schon lange auf die Hausfrau einen „Pick“ hatte und an diesem Unglückstage sein Müthchen kühlte.

Als nämlich die Uebersiedlung begann, stellte sich im Hofe des ehemaligen Schickenberg'schen Hauses ein Leiermann auf und begann einen „Marsch“ zu spielen.

Anfangs achtete keine Seele auf diese Musik, denn die Leierkasten gehören zu den Plagen Wiens, denen man nicht leicht aus dem Wege gehen kann; als aber der Leiermann ohne Unterbrechung fast eine halbe Stunde lang immer einen und denselben Marsch spielte, erkannte man die Demonstration und der Skandal war fertig.

Eva beeilte sich, den gemietheten Orgler durch den Hausmeister fortschaffen zu lassen, aber er stellte sich hernach auf die Straße auf und leierte seinen Marsch, bis er die ganze Nachbarschaft allarmirte.

So endete ein Akt des erschütternden Dramas, in welchem eine bejahrte Frau, allerdings nicht ohne eigenes Hinzuthun, aus ihrem einstigen Eigenthume, wo sie viele Jahre glücklich gelebt hatte, fortziehen mußte, fast wie eine Posse.

Wenn wir sagen, daß Frau Linker in ihrer neuen Wohnung schwer krank anlangte und augenblicklich der Arzt geholt werden mußte, so wird man das nach den ungeheueren Schlägen, die sie in einem Zeitraume von wenigen Wochen nacheinander trafen, nach den maßlosen Gemüthsaufregungen, denen sie preisgegeben war, begreiflich finden.

Gleichzeitig mit dem Arzte ließ sie aber auch ihren Advokaten holen und befahl ihm, gegen ihren Gatten einen Prozeß anzustrengen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Die Wohnung, welche Frau Linker inne hatte, wurde augenblicklich von Eva bezogen.

Mit leuchtenden Blicken, wie eine Tigerkatze, die sich soeben eine Höhle eroberte, betrat sie die Räume, wo ihr Vater gelebt hatte.

Sie eilte mit hochpochender Brust von einem Gemache in's andere.

Plötzlich blieb sie in der Mitte eines Zimmers wie eingewurzelt stehen.

Hier war die Leiche ihres Vaters aufgebahrt gewesen.

Beiläufig an dieser Stelle war sie damals als ein achtjähriges Mädchen niedergekniet und hatte den Sarg ihres Vaters umfaßt.

Der ganze Schmerz des Kindes überkam sie noch einmal, aber nicht wie ein gelinder Wind, sondern wie ein rasender Orkan erschütterte er ihre Seele.

Sie schrie auf wie eine Wahnsinnige, warf sich auf den Boden, klammerte sich an die Parketten, durchwühlte sich die Haare und weinte laut und anhaltend.

Die Meyerin, die ihr gefolgt war, fühlte Mitleid mit ihr, hob sie auf und bat sie, ihren Schmerz zu beherrschen.

Ach, Frau Meyerin, sagte Eva unter Thränen, Sie wissen nicht, was in meinem Herzen vorgeht —

Ich kann mir's denken —

Eva schüttelte verneinend den Kopf und erwiederte:

Was Sie sich denken, ist falsch. Der Kampf mit der Gattin war ein leichter, denn er kostete mich blos Verstellung, nunmehr steht mir aber noch ein Kampf bevor, und der ist schwer, viel schwerer. Werde ich in diesem Kampfe siegen, so wird die Welt mich eine Undankbare schelten; unterliege ich, so werde ich elend sein. Lohnt es sich wohl bei der Aussicht auf eine solche Zukunft, das Leben noch ferner zu ertragen?

Die Meyerin glaubte sie zu verstehen und rief geängstigt:

Um Gott, Mamsell Eva, geben Sie solchen abscheulichen Gedanken keinen Raum in ihrer Seele. Ich fürchte, der böse Same, den Ihre Mutter in den Busen des Kindes gesäet hat, wird schlimme Früchte tragen. Kehren Sie um, kehren Sie um!

Eva drückte die Warnerin an ihr Herz und versetzte:

Wie könnt' ich das?

Versöhnen Sie sich mit Frau Linker!

Das kann ich nicht, wohl aber wird, was ich vorhabe, Frau Linker mit mir versöhnen.

Was hatte sie vor?

Wir werden es bald hören.

Zwölftes Kapitel.

Ein Grafel in der Klemme.

Der Tag, an welchem Bernhard von Bergfeld mit dem Fräulein Mathilde von Rammstein getraut werden sollte, rückte immer mehr heran.

Zwischen dem Grafel im Frack und dem Grafel in der Krinoline hatte seit der letzten Szene keine weitere Erklärung mehr stattgefunden. Bergfeld's Neugierde wuchs mit jedem Tage und er erwartete mit geängstigter Spannung den Moment der Enthüllung, die ihm noch vor der Trauung werden sollte.

Eines Abends, Bergfeld hatte seine Braut eben verlassen, begab sich Mathilde zu ihrer Mutter und sagte:

Mama, möchten Sie mir wohl ein Viertelstündchen, bevor Sie zu Bette gehen, zu einer Mittheilung gewähren?

Mit Vergnügen, mein Kind, was wünschest Du mir zu sagen?

Mutter und Tochter setzten sich traulich zusammen und die erstere fuhr fort:

So, mein Kind, jetzt sprich!

Liebe Mama, begann Mathilde, ich habe eine fatale Wahrnehmung gemacht.

Du machst mich erschrecken, liebes Kind, versetzte die Mutter mit Ton und Geberde, die ihre Worte bestätigten; hast Du vielleicht bemerkt, daß unser Geheimniß —

Nicht doch, liebe Mama, fiel ihr Mathilde in's Wort, davon ist keine Rede; die Wahrnehmung, von der ich sprechen werde, betrifft meinen Bräutigam.

Ach, den Lumpen! rief die Rammstein erleichterten Herzens, wenn's sonst nichts ist, so bin ich wieder ruhig, wie bisher. Ich wüßte wahrhaftig nicht, was Du an diesem mauvais sujet wahrnehmen könntest, was die Bezeichnung „fatal" verdiente. Er war ein Lump, ist ein Lump und wird sein Leben lang ein Lump bleiben. Du dürftest also kaum irgend eine neue Seite an ihm entdeckt haben.

O doch, liebe Mama, erwiederte Mathilde.

Ich bin wirklich neugierig, entgegnete jetzt die Rammstein, am Ende trägt der deutsche Edelmann kein Hemd, sondern bedient sich papierner Hemdkragen. —

Ach nein, Mama, das ist's nicht, und darum mich zu kümmern, ist mir wirklich noch nicht eingefallen; meine fatale Bemerkung ist viel wichtiger. Stellen Sie sich vor, Mama, mein Bräutigam liebt mich!

Impertinent! schrie die Mutter mit einem Tone, welcher bewies, daß sie nicht nur auf's Höchste entrüstet, sondern auch erschrocken war.

Man gestatte uns hier einen Augenblick, behufs einer Bemerkung, einzuhalten.

Die Stimme und die Miene, mit welcher das Fräulein der Mutter die „fatale" Entdeckung, daß der Bräutigam sie liebe, mittheilte, bekundeten Unruhe, Besorgniß und Abscheu, mit einem Worte Gefühle, die mit der dem Bräutigam gegenüber vorgenommenen Maske im grellen Widerspruche standen und die vollendete Heuchlerin verriethen.

Das Sprichwort vom Apfel, der nicht weit vom Stamme fällt, bewahrheitete sich somit an dieser Tochter vollständig, Mathilde von Rammstein war ebenfalls ein Grasel in der Krinoline.

Die Mutter, nachdem sie ihr „impertinent“ gerufen, dachte ein wenig nach und sagte hierauf:

Du irrst Dich, liebes Kind, es kann nicht sein! Ein Mensch von dieser Qualität verliebt sich nicht.

Mama, nehmen Sie die Sache nicht zu leicht, ich sage Ihnen, Bergfeld liebt mich und wir werden mit ihm einen harten Stand haben.

Frau von Rammstein schüttelte noch immer ungläubig den Kopf, sann dann wieder eine Weile nach und sagte hierauf:

Deine Mittheilung bewegt mich, schon morgen mit dem Lumpen zu sprechen und nicht erst den Tag vor der Trauung abzuwarten.

Sie hätten ihn, wie es mein Wunsch war, gleich Anfangs in das Nothwendigste einweihen sollen.

Ich that es nicht, weil ich meine guten Gründe dazu besaß. Bergfeld mußte sich in Gedanken auf die ansehnliche Mitgift hineinleben; ich erwartete sogar, daß er auf Rechnung der Mitgift im Voraus Schulden machen werde, dies Alles, damit wir ihn im entscheidenden Augenblicke um so billiger für unser Begehren finden. Darum verschob ich die Mittheilung und wollte damit erst an dem Tage vor der Trauung herausrücken; in Folge Deiner Wahrnehmung — die ich aber noch immer für einen Irrthum halte, weil mir ein solcher Taugenichts der Liebe unfähig erscheint, will ich schon morgen ernstlich mit ihm verhandeln, und wenn er in unsere Forderungen nicht willigt, so geben wir ihm den Laufpaß und wir sehen uns nach einem andern Bräutigam um. Jetzt, mein Kind, gehen wir zu Bette und beunruhigen wir uns weiner nicht. Bergfeld braucht Geld, und sollte er gegen mein Erwarten

standhaft bleiben, so hetzen wir ihm seinen Kompagnon, von dem uns Schönberg erzählt hat, an den Hals, und zwingen wir ihn zur Nachgiebigkeit. Gute Nacht, liebes Kind, schlaf' wohl!

Damit hatte diese interessante Unterhaltung ein Ende, Mutter und Tochter gingen zur Ruhe.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Ehe wir zu jener interessanten Szene übergehen, die zwischen Frau von Rammstein und dem „Lumpen“ und „Taugenichts,“ wie sie ihren künftigen Schwiegersohn nannte, statt fand, wollen wir der „Wahrnehmung“ Mathildens, das heißt der Liebe, die Herr von Bergfeld angeblich für sie fühlte, ein Paar Worte widmen.

Wer unter „Liebe“ jene hehre, reine, begeisternde Leidenschaft versteht, die zu allen Zeiten, in allen Sprachen unseres Planeten von den Dichtern der Völker besungen wurde, wer unter Liebe jenen letzten Rest von Romantik begreift, der sich wie ein weißer Rabe in unser materielles Zeitalter herein erhalten hat, der würde irren, wenn er Herrn von Bergfeld einer solchen Liebe fähig hielte, und wenn er dem Fräulein Rammstein einen solchen Begriff von Liebe zumuthete.

Was Mathilde Liebe nannte, das fühlte von Bergfeld wirklich für sie, und wenn Frau von Rammstein die Aeußerung that: „Ein Mensch von dieser Qualität verliebt sich nicht,“ so fiel es ihr nicht ein, an Liebe in edlerem Sinne zu denken, sondern sie wollte damit gesagt haben, daß Leute von dem Charakter ihres künftigen Schwiegersohnes ihre Geldinteressen einer Leidenschaft nicht zu opfern pflegen.

Also unser Grasel liebte seine Braut, daß heißt, er freute sich, eine junge, reizende, elegante Frau zu bekommen; Mathilde von Rammstein war ihm nichts weniger als gleichgültig, seine Gefühle theilten sich zwischen der Mitgift und der Braut, eine Eroberung, die bei einem solchen Menschen nicht wenig bedeuten will, und worauf Mathilde hätte stolz

sein können, wenn es überhaupt in ihren Kram gepaßt hätte, ihrem künftigen Gatten irgend ein Interesse einzuflößen.

Dies vorausgeschickt, gehen wir zur Unterhaltung über, die am Nachmittage nach dem Gespräche zwischen Mutter und Tochter von Frau von Rammstein veranlaßt wurde, wobei sie sich mit Herrn von Bergfeld unter vier Augen befand.

Mein lieber Herr Sohn, begann Mathildens Mutter, setzen Sie sich, wie es in der „Schweizerfamilie“ heißt, recht nahe zu mir, und lassen Sie uns ein Stündchen mit einander plaudern.

Mit Vergnügen, gnädige Frau, erwiederte von Bergfeld, Sie wissen es recht gut, wie sehr es mich beglückt, Ihnen recht nahe zu sein.

Ich kenne Ihr Attachement für meine Person und bekenne, daß ich die Eroberung, die ich an Ihnen gemacht habe, nicht leicht aufgeben würde, wenn ich mich nicht in der Lage befände, meine Tochter unter die Haube bringen zu müssen.

Frau von Rammstein betonte das letzte Wort so auffallend, daß Bergfeld sogleich erkannte, sie werde von dem Geheimniß sprechen, dessen Enthüllung er so sehnlichst wünschte. Er griff daher das hingeworfene Tauende gierig auf und sagte:

Muß ist, wie der Volksspruch behauptet, ein bitteres Kraut; wenn aber bei der Heirat eines Mädchens von einem „Muß“ die Rede ist, dann reicht das Wort „bitter“ nicht mehr aus. Meine Braut steht jedoch so erhaben über solchen unwürdigen Verdacht, daß hinter Ihrem „müssen“ zuverlässig ein anderes Motiv steckt, welches zu erfahren ich schon längst begierig bin.

Ich weiß es, lieber Herr Sohn, und der Augenblick, Ihnen das Familiengeheimniß zu enthüllen, ist gekommen.

Es handelt sich also um ein Familiengeheimniß? warf von Bergfeld hin.

So ist es, Herr Sohn; hören Sie mich an, Sie sollen Alles erfahren.

Vor mehreren Jahren — Mathilde war damals noch ein Kind — starb meine einzige Schwester, ein altes Fräulein, und hinterließ ein Testament, worin Mathilde zur Universalerbin eingesetzt ist. Die Erbschaft beträgt zwanzigtausend Gulden, die meiner Tochter einen Tag nach der Trauung ausbezahlt werden, jedoch nur in dem Falle, wenn sie keine Mesalliance schließt, das heißt, wenn sie einen Edelmann zum Gatten nimmt. Zwanzigtausend Gulden bilden eine Summe, die man nicht gerne in den Wind schlägt. Sie werden daher begreifen, daß ich das Mädchen unter die Haube bringen muß, und zwar, um dem Testamente zu genügen, muß sie die Gattin eines Adeligen werden.

Im ersten Momente fiel dem Grasel ein Stein vom Herzen, die Lösung des Geheimnisses erschien als eine so alltägliche, als eine in hundert Komödien verbrauchte, daß er sich seiner bisherigen Neugierde und Spannung fast schämte, und es erschien ihm nur noch die Frage von Wichtigkeit, ob ein solches Testament wirklich vorhanden sei, oder mit andern Worten, ob seine gnädige Mama ihn nicht hinter's Licht führe, was er ihr allerdings zutraute. Er sagte daher:

Ihre Offenheit entzückt mich, denn obgleich Interesse mir ferne liegt, kann es mir doch nicht gleichgiltig sein, meine Braut im Besitze einer so ansehnlichen Erbschaft zu wissen —

Von der Sie aber nichts speisen werden, unterbrach ihn Frau von Rammstein äußerst freundlich. Sie erhalten die Mitgift und keinen Kreuzer mehr.

Ich bitte, gnädige Mama, mich nicht mißzuverstehen.

Dasselbe bitte ich auch Sie, lieber Herr Sohn; mit der Mitgift können Sie nach Belieben schalten und walten,

auf das übrige Vermögen haben Sie laut Ehekontrakt keinerlei Anspruch.

Es fällt mir nicht ein, welche zu erheben. Das Testament der seligen Tante —

Erliegt bei dem betreffenden Gerichte; eine legalisirte Abschrift will ich Ihnen sogleich zur Einsicht übergeben.

Frau von Rammstein holte das Dokument aus einer Lade herbei, und von Bergfeld durchlas es mit jener Aufmerksamkeit, die man so wichtigen Aktenstücken in der Regel zu widmen pflegt.

Frau von Rammstein hatte ihn nicht angelogen, das Testament war genau so ausgestellt, wie sie es angegeben hatte.

Während er aber so las und die mit großen Lettern geschriebenen „zwanzigtausend Gulden" vor Augen hatte, durchflog eine Gedankenreihe sein Gehirn, es blitzte gleichsam darin auf und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen.

Er sah mit einem Male klar, daß das, was er für eine Lösung des Geheimnisses hielt, nicht nur keine Lösung, sondern sogar ein Schleier war, der das Geheimniß nur noch mehr verhüllte.

Wir werden, was in seinem Geiste vorging und ihn zu dem angegebenen Resultate führte, durch Worte wiederzugeben suchen.

Ich erhalte eine Mitgift von 6000 Gulden, monologisirte er in Gedanken, diesem Testamente zufolge bekömmt meine Braut am Tage nach der Trauung 20.000 Gulden; angenommen — aber nicht zugegeben — sie besäße kein anderes Vermögen mehr, so bilden schon die 26.000 Gulden eine Summe, mit welcher Mathilde, ihre Jugend und ihre Schönheit in Betracht gezogen, ganz sicher eine andere Partie wie mich hätte finden können. Welches ist also der Grund, daß diese Mutter und diese Tochter es gerade auf mich abgesehen haben?

Der Grasel, ärgerlich, noch immer dort zu stehen, wo er sich gestern und vorgestern befand, gab seiner Schwiegermutter das Testament zurück und sagte trocken:

Hier haben Sie das Dokument, es hat nur dazu gedient, mich zu überzeugen, daß Sie mit dem wahren Motive hinter dem Berge halten; ich bitte Sie also, zu sprechen und mich von der peinlichen Neugierde zu befreien.

Sie sind pikirt, ohne dazu berechtigt zu sein, versetzte Frau von Rammstein. Die Vorweisung des Testamentes geschah von mir, um Sie zu überzeugen, daß meine Tochter Vermögen besitzt und daß sie gewissermaßen gezwungen ist, einen Herrn vom Adel zu heiraten. Nunmehr sollen Sie auch erfahren, warum unsere Wahl gerade Sie traf. Wir erwarten nämlich von Ihnen, daß Sie gewisse Bedingungen acceptiren werden, in die ein anderer „Edler von" nicht leicht einwilligen würde.

Von Bergfeld riß die Augen auf und spannte seinen Gehörsnerv an, damit ihm ja keine Sylbe entgehen möge.

Der Grasel in der Krinoline fuhr fort:

Meine Tochter würde — wenn das Testament nicht bestände — nie geheiratet haben, sie ist eine Arsena, eine Donna Diana, eine Learosa. Sie kennen doch diese Frauen von der Bühne oder vom Roman her? Mathilde ist eine Männerfeindin, sie leidet an einer nicht zu beseitigenden Idiosynkrasie, an einem Widerwillen vor jedem: der Mann ist verheiratet, um in den Besitz der Erbschaft zu gelangen. Wir opfern 6000 Gulden und erhalten 20.000 Gulden; wir profitiren demnach 14.000 Gulden. Die Heirat ist also, wie bei Ihnen, so auch bei uns eine reine Geschäftssache und sie wird nur dann zu Stande kommen, wenn Sie im Vorhinein einwilligen, von Ihrer Frau getrennt zu leben; dabei muß ich schon jetzt betonen, daß wir uns mit Ihrer mündlichen Einwilligung nicht begnügen werden, sondern daß Sie einen förmlichen Revers ausstellen müssen, der uns nach allen Seiten hin sichert, von Ihnen nie und in keiner Weise

molestirt zu werden. Das, mein Herr, ist das Geheimniß; Sie wissen jetzt klar und bündig, was wir wollen und Sie haben sich zu entscheiden. Mathilde braucht Ihren Namen, dafür erhalten Sie 6000 Gulden, im Uebrigen bleiben wir geschiedene Leute wie bisher.

Der Edle von Bergfeld war ein Grasel, wie man nicht leicht einen zweiten finden konnte; der Antrag der Frau von Rammstein war aber so niederträchtig, daß er sogar ihn frappirte und er seinen Ohren nicht traute.

Nicht etwa, als ob die Blasphemirung der Ehe ihn empört hätte — dazu war er zu irreligiös — nein, was ihm empörend erschien, war die Zumuthung, seiner Braut, die er liebte, natürlich in seiner Weise, zu entsagen.

Ich soll heiraten, rief er aufspringend, um mich von meiner Frau zu trennen? Nimmermehr!

Gut den, versetzte die Rammstein trocken, dann bleiben Sie ledig, wir werdeu für unser Geld einen andern Namen finden. Es gibt adelige Kolporteure, Marquere, ja, ich hab' sogar von adeligen Lehrjungen und Tischlergesellen gehört; wir sind an keine Zeit gebunden, wir werden einen Namen suchen und finden. Ob aber Sie je wieder in die Lage kommen werden, 6000 baare Gulden so leicht zu verdienen, das bezweifle ich. Wir haben ausgeredet, mein Herr, Adieu!

Der Grasel sagte aber nicht „Adieu", sondern begann sein Aufbrausen zu entschuldigen, inden er die Schuld auf das Abnorme des Antrages schob.

Ich gebe zu, daß unsere Bedingung abnorm ist, erwiederte die Rammstein, kluge Geschäftsleute lassen sich aber nicht hinreißen, und behalten immer den Vortheil im Gesichte, den ihnen das Geschäft abwirft. Und ich wiederhole es, die projektirte Heirat ist ein Geschäft, sonst nichts; sehen Sie sie als solches an und handeln Sie danach.

Aber Fräulein Mathilde war doch so freundlich mit mir, warf Bergfeld ein.

Das beweist, das sie ein kluges Mädchen ist und dem Geschäft zu Liebe, um es zu fördern, ihren angebornen Widerwillen zu bezwingen weiß. Wäre sie wie Sie, ihren Gefühlen gefolgt, sie hätte Sie am ersten Tage die Treppe hinabwerfen lassen.

Nach dieser für Bergfeld wenig schmeichelhaften Kundgebung lenkte die Unterhaltung in eine friedlichere Bahn ein, und endete mit dem Antrage des Bräutigams auf eine vierundzwanzigstündige Bedenkfrist, die ihm auch zugestanden wurde.

Wir sind nicht pressirt, erwiederte Frau von Rammstein gleichgiltig, überlegen Sie sich die Sache, und im Falle Sie sich verneinend entscheiden, wollen Sie sich gar nicht mehr zu uns bemühen; wir werden ihr Ausbleiben als Zeichen ansehen, daß das projektirte Geschäft zu Wasser geworden ist.

Auf diese Weise kurz abgefertigt, verließ von Bergfeld das Bürgerspital, wo die wackere Familie hauste, in welchre man „Namen“ heiratete und dafür 6000 Gulden zahlte.



Dreizehntes Kapitel.

Worin der Grasel noch mehr in die Klemme geräth.

Wenn unsere Leser, indem sie uns während unserer Erzählung mit mehr oder weniger Interesse begleiteten, einer wer weiß wie gearteteten, romantischen Lösung entgegen sahen, so haben sie sich zu unserem Bedauern sehr geirrt.

Indem wir es unternahmen, das moderne Graselthum in einer Reihe von Bildern vorzuführen, haben wir uns von vorne herein an das Leben, wie es jetzt ist, das heißt an die Wirklichkeit, attachirt; es liegt daher nicht in unserer Macht, davon abzuschweifen.

Der Phantasie war bei dieser Aufgabe wenig Spielraum geboten, wir brauchten nichts zu erfinden; die Dichterin dieser Szenen war die Zeit, in der wir leben, uns blieb nur die Arbeit beschieden, das von ihr Ueberkommene zu moduliren, damit man die Personen, die wir vorführten, nicht wieder erkenne.

Die Lösung unserer, dem Leben entnommenen Geschichten werden daher so sein, wie sie eben im Leben vorkommen, und man weiß, daß die Lösungen in der Wirklichkeit nicht immer vollkommen befriedigend sind.

Geschichten, wo das Laster bestraft und die Tugend belohnt wird, sind in unserer Zeit sehr rar, gerade so rar, wie die Tugend; und wenn man hie und da auch auf eine oder die andere Tugend trifft, so ist wenig von einer Belohnung zu finden.

Nach dieser nicht überflüssigen Abschweifung wollen wir in Kürze erzählen, was sich in der vierundzwanzigstündigen Bedenkzeit, die Herrn von Bergfeld gewährt wurde, begab.

Zu diesem Zwecke begeben wir uns vorerst nach der Kothgasse auf der Laimgrube, in das Haus zur grünen Säule, wo die Familie Wollenberg wohnte, welche das Ehepaar Leicht bei sich aufgenommen hatte.

Man wird sich erinnern, daß der Kompagnon des Fabrikanten von Herrn Strömer die tröstliche Nachricht erhalten hatte, die Heirat Bergfeld's sei keine Erfindung und es sei wirklich Hoffnung vorhanden, daß Leicht zu seinem Gelde kommen werde, denn Bergfeld erhalte eine Mitgift von 6000 Gulden.

Die Frage, ob Bergfeld nach Empfang der Mitgift seinen Kompagnon „herausbezahlen" werde, hatte Strömer als eine offene erklärt.

Obiger Trost genügte dem Ehepaare Leicht, gutes Muthes zu sein, Karl zog fleißig Rasirmesser ab und verdiente damit einen kargen Unterhalt. Er molestirte seinen Kompagnon nicht um Geld — er hätte nunmehr zuverlässig nicht einmal fünf Zehnerl von ihm bekommen — sondern wartete geduldig dessen Hochzeit ab.

Einige Zeit später fand sich Strömer wieder bei Wollenberg ein und brachte die beruhigende Nachricht, die Vermälung Bergfeld's sei nahe bevorstehend; wenn Leicht zu

seinem Gelde kommen wolle, so müsse er dazu schauen und irgend eine Vorkehrung treffen, denn es sei leicht möglich, daß der Grasel dann eben so wenig zahlen werde, wie jetzt.

Ich werde mich vormerken lassen! rief Leicht.

Worauf?

Auf die Mitgift!

Strömer und Wollenberg brachen über diese Naivetät in ein lautes Lachen aus.

Der Tschaperl will sich auf eine Mitgift vormerken lassen, rief der Erstere, als ob das eine Realität wäre! Und ein solcher Mensch wagt es, an ein Geschäft zu denken! Ich bitte Sie, wenn Sie wirklich zu Ihrem Gelde kommen sollten, dann reisen Sie nach Karlsbad, lassen Sie sich dort als Gimpel einfangen — denn die Karlsbader Gimpeln sind berühmt — und lassen Sie sich für Geld anschau'n, denn ein Exemplar, wie Sie sind, wird man nicht so leicht finden.

Jetzt fällt mir was Gutes ein, rief Leicht, ohne sich von Strömer's Grobheit abschrecken zu lassen.

Lassen Sie es hören, es wird wieder etwas G'scheidtes sein!

Wie wär's, wenn ich bei jener Familie, mit der mein Kompagnon in Verwandtschaft tritt, meine Forderung geltend machte?

Wenn diese Familie honnet wäre, antwortete Strömer, dann würden Sie höchstens bezwecken, daß aus der Heirat nichts würde —

Wer sind die Leute? fragte Wollenberg.

Von Bergfeld heiratet ein Fräulein von Rammstein, das mit der Mutter im Bürgerspital wohnt.

Kennen diese Leute den sauberen Fabrikanten.

Strömer zuckte die Achseln und mit der Geberde eines Menschen, den eben eine Idee überkömmt, forderte er Wollenberg auf, zu Frau von Rammstein zu gehen, um dort

Leicht's Angelegenheit vorzubringen und zu hören, wie denn die Sache eigentlich stünde.

Herrn Leicht, sagte er, können wir nicht hinschicken, denn er würde eine Eselei begehen und sich mehr schaden als nützen.

Wollenberg unterzog sich der Mission und kam der Frau von Rammstein wie gerufen.

Ihr Zimmerherr, sagte sie zu Wollenberg, ist sehr zu bedauern, denn es wird aus der Heirat zwischen Bergfeld und meiner Tochter wahrscheinlich nichts werden; die Schuld daran trägt einzig und allein von Bergfeld. Wenn sein Kompagnon in der Lage ist, einen moralischen Druck auf ihn auszuüben, so soll er's unverzüglich thun, damit Bergfeld in die Verbindung willige, denn nur dann hat Leicht Hoffnung, daß von Bergfeld ihn von der Mitgift bezahle.

Als Wollenberg Herrn Strömer von dem überkommenen Auftrage in Kenntniß setzte, schüttelte dieser den Kopf, und rief in seiner derben Weise:

Die Familie Rammstein muß ein schöne Bagage sein, da sie die Lumpereien Bergfeld's kennt und dennoch die Verbindung mit ihm eingeht. Der Rath ist übrigens für Leicht vortheilhaft, darum halte ich es an der Zeit, daß er auftrete und dem Grasel die Daumschrauben anlege. Die Aussicht auf's Kriminal wird den Herrn Fabrikanten schon mürbe machen.

Abermals war es Wollenberg, dem die Aufgabe zu Theil wurde, Bergfeld zu bearbeiten, denn Leicht war wegen seiner Geistesbeschränktheit untauglich zu einer so wichtigen Mission.

Wollenberg verfügte sich also Nachmittags nach der Fabrik, wo er den Grasel richtig antraf.

— — — — — — — — — — — —

Der Edle von Bergfeld befand sich in einer sehr erregten peinlichen Stimmung.

Die von der Rammstein erhaltene Bedenkfrist näherte sich ihrem Ende und er schwankte noch, er hatte noch keinen Entschluß gefaßt.

Es war nicht ein moralisches Gefühl, das ihn zögern machte, sich den Bedingungen der Frau von Rammstein zu fügen.

Das, was Mathilde von Rammstein „Liebe" nannte, hielt ihn ab und spielte in dem Gefühlsprozesse die wichtigste Rolle.

Verheiratet sein und keine Frau haben, von einer jungen, reizenden Gattin geschieden leben müssen! Das war's, wogegen sein Gefühl sich empörte.

Und warum das Alles?

Weil Mathilde von Rammstein angeblich eine Männerfeindin war.

Bergfeld bezweifelte diese Angabe, besaß aber keine Behelfe, um seine Zweifel zu bekräftigen.

Wenn ich einwillige, sprach er für sich, so werden sie mich einen Revers unterschreiben lassen, der mir für alle Zeiten die Hände bindet, der mich knebelt, daß ich mich nicht werde rühren können. Ich bin ein Edelmann und soll meinen Namen verkaufen. Es ist niederträchtig; wer weiß, was die Weiber im Schilde führen, wozu sie meinen Namen mißbrauchen würden!

Es regte sich in dem Grafel etwas von dem Aristokraten.

Der Schuft, der einen armen Kommissionär um die mühsam verdienten und ersparten paar Gulden betrog, derselbe Schuft fürchtete sich, daß man seinen Namen mißbrauchen könne!

Als ob an diesem durch Betrügerei, Laster und Schwindel geschändeten Namen noch etwas zu verderben gewesen wäre!

Bergfeld schwankte also, er hatte sich noch nicht ten schlossen, als Wollenberg erschien und sich als den Zimmerherrn seines Kompagnons vorstellte.

Der Grasel machte Miene, ihn mit vornehmer Arroganz von oben herab zu empfangen und ihm gegenüber den adeligen Fabrikanten zu spielen; allein Wollenberg warf ihn sogleich von der angemaßten Höhe herab, indem er zu ihm sagte:

Herr von Bergfeld, ich muß Sie ersuchen, mir gegenüber einen andern Ton anzuschlagen, denn ich bin nicht Karl Leicht, das heißt, ich bin kein Tschaperl, dem man durch Vornehmthuerei oder irgendwie imponiren kann. Sprechen Sie mit mir, wie ein Schwindler mit einem ehrlichen Menschen reden muß.

Mein Herr —

Fahren Sie auf, so hoch es Ihnen beliebt, mir imponiren Sie nicht, ich hab' schon andere Drachen steigen und fallen seh'n. Hinter mir steht der Staatsanwalt; wenn sie mir nicht gelassen und ehrerbietig Red' und Antwort stehen, so sitzen Sie noch heute in Untersuchungshaft.

Die Entschiedenheit Wollenberg's imponirte dem Fabrikanten; er wähnte einen Beamten der Polizei vor sich zu haben und wurde unsicher in seinem Benehmen.

Wollenberg fuhr fort:

Ich stehe vor Ihnen als der Vertreter des Karl Leicht, den Sie und der Geschäftsagent Schönberg auf die schändlichste Art betrogen haben. Ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen, ich weiß Alles, ich kenne Ihre Bücher, als wenn ich sie selbst geschrieben hätte; ich weiß, wie man es macht, um sich den Schein eines ordentlichen Geschäftsmannes zu geben und dabei doch ein Betrüger zu sein. Es ist möglich, daß Sie es so pfiffig angestellt haben, um in einem Kriminalprozeß ab instantia losgesprochen zu werden, aber vor einer Untersuchungshaft haben Sie sich nach

den vorliegenden Thatsachen unmöglich decken können. Das gebe ich Ihnen zu bedenken.

Wenn man bedenkt, daß eine Verhaftung in diesem Momente für Bergfeld das Entsetzlichste war, was ihm begegnen konnte, und daß er die Richtigkeit dessen, womit ihm Wollenberg drohte, anerkannte, so wird man die Angst, die ihn überkam, motivirt finden und den vollständig geänderten Ton begreifen.

Auf seine kleinlaute Frage, was Wollenberg eigentlich von ihm wolle, antwortete dieser:

Ich verlange die Summe, die Leicht Ihnen unter der Bedingung übergeben hat, daß Sie sie im Geschäfte verwenden, die Sie aber durchgejagt haben.

Mein Gott, ich habe ja meinem Kompagnon bereits gesagt, er solle sich gedulden, ich werde ihm seine Einlage von der Mitgift herauszahlen.

Ich weiß auch davon, fiel ihm der Vertreter Leicht's in die Rede, allein ich bin nicht Karl Leicht, das heißt, ich trau' Ihnen nicht und glaub' Ihnen nicht.

Mein Herr, ich versichere Sie, daß ich die Wahrheit rede.

Wollenberg spielte den Ungläubigen, und Bergfeld gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn von der Wahrheit seiner Angabe zu überzeugen.

Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, sagte Wollenberg:

Wozu dieses Hin- und Herreden? Es gibt nur Ein Mittel, mich zu überzeugen, daß es mit Ihrer Heirat seine Richtigkeit hat, führen Sie mich zu Ihrer künftigen Schwiegermama; wenn sie mir für die Ausbezahlung der Summe haftet, so haben Sie von mir nichts zu besorgen und können thun, was Ihnen beliebt.

Als der Grafel Einwendungen erhob, setzte ihm Wollenberg mit einem „Entweder — oder“ das Messer an die Kehle und erreichte sein Ziel.

Bergfeld, der noch vor einer halben Stunde geschwankt hatte, ob er sich der Bedingung der Rammstein fügen solle, mußte, um einer Anklage aus dem Wege zu gehen, sich dem Willen seiner Schwiegermutter und der Forderung Wollenberg's fügen.

Die beiden Herren begaben sich nach dem Bürgerspital und wurden von der Dame, welcher ihr Besuch galt, auf's Freundlichste empfangen.

Die Komödie, welche nunmehr gespielt wurde, kann man sich vorstellen.

Der Grasel, nicht ahnend, daß das Spiel gegen ihn abgekartet gewesen, stellte Wollenberg als seinen guten Bekannten vor, den er bei seinen künftigen Verwandten einführte.

Nach einer Weile lenkte er die Unterhaltung auf das vorhabende „Geschäft."

Die Rammstein spielte die splendide Schwiegermama, versprach Wollenberg, sich die Sache zu überlegen, und bestellte ihn für den nächsten Morgen zu sich.

Der Grund dieses kurzen Aufschubes war, weil sie sich vorher mit ihrem „Herrn Sohn" verständigen mußte.

Wollenberg ging fort und Bergfeld blieb.

Die nun folgende Szene zwischen ihm und der Rammstein bildete ein würdiges Supplement zu der Unterhaltung, die er mit seiner Schwiegermama gepflogen hatte.

Ich habe gar nichts dagegen, begann die Rammstein, wenn Sie von der Mitgift, die wir Ihnen geben, Ihre Schulden bezahlen; das ist honnet und zeigt, daß Sie besser sind, wie Ihr Ruf; allein es fällt mir auf, daß Sie mich mit solchen Dingen molestiren, bevor ich noch die Gewißheit habe, ob die Verbindung überhaupt zu Stande kommen wird? Oder soll ich das vielleicht als Zeichen ansehen, daß Sie sich entschieden haben, in unsere Bedingungen einzuwilligen?

Ich bin bereit, Ihren Wünschen zu willfahren.

Das ist ein Anderes; wenn sich's so verhält, wollen wir unsere Angelegenheit in Ordnung bringen.

Bevor wir daran gehen, begann Bergfeld, habe ich Ihnen noch ein Anliegen vorzutragen.

Sprechen Sie; aber ich bitte Sie, nicht viele Worte zu machen.

Ich will mich auf's Kürzeste fassen. Ich erhalte von Ihnen 6000 Gulden Mitgift.

Gewiß eine respektable Summe.

Ja wohl, wenn sie mir in den Händen bliebe, allein ich muß davon 25 Prozent an Schönberg zahlen.

Das ist allerdings viel.

Achthundert Gulden bekömmt Leicht.

Bleiben Ihnen noch immer 3700 Gulden.

Wenn ich meine sonstigen Schulden bezahle —

Das ist Ihre Sache.

So behalte ich kaum 2000 Gulden! Das ist blutwenig.

Zum Durchjagen mit einer Tänzerin ist's genug.

Ich ersuche Sie daher, da Sie bei dem Geschäfte 14,000 Gulden gewinnen, was mit dem mir Gebotenen in keinem Verhältnisse steht, mir 4000 Gulden mehr zu geben.

Die Rammstein zeigte sich bei dieser für den Grafel sehr charakteristischen Zumuthung nichts weniger als aufgebracht; sie bedachte sich einige Momente und sagte hierauf:

Wenn ich in Ihr Begehren willigte, so würden die 4000 Gulden, ehe Ein Jahr vergeht, verschwendet sein, gerade so wie das übrige. Ich will Ihnen aber beweisen, daß ich weder schmutzig noch unerkenntlich bin. Ich verbriefe Ihnen nichts, allein ich verspreche Ihnen, so lange Ihre Frau leben wird, eine jährliche Pension von 300 Gulden, um Sie vor dem Bettelstabe zu schützen, denn Sie werden begreifen, daß es uns — obgleich wir geschiedene Leute bleiben — doch nicht angenehm sein kann, wenn der Mann,

dessen Namen meine Tochter tragen wird, aus irgend einer Branntweinkneipe hinausgeworfen wird. Und das ist die Zukunft, die ich Ihnen prophezeihe, wenn nicht etwa gar noch Schlimmeres kommen wird. Das ist mein letztes Wort, wir haben ausgeredet, jetzt ordnen wir unsere Sache.

Wie Bergfeld voraussah, mußte er einen legalen Revers unterzeichnen, der ihm die Hände band und seine Gattin im Vorhinein vor allen gerichtlichen Verfolgungen und Eheprozessen schützte. Der Revers war mit einem Raffinement stylisirt, welches dem Advokaten der Rammstein alle Ehre machte.

In Bezug auf die Forderung Leicht's stellte Bergfeld eine an die Adresse seiner Schwiegermama gerichtete Anweisung aus, zahlbar von seiner Mitgift eine Stunde nach der Trauung. Damit war auch Leicht sichergestellt. Das „Geschäft," wie Frau von Rammstein die Heirat ihrer Tochter nannte, war somit in Ordnung gebracht, es fehlte nur noch die — Trauung.

Vierzehntes Kapitel.

Eva's Kampf.

Die Leidenschaften betäuben wie der Alkohol das Gehirn des Menschen und erzeugen einen Rausch, der sich von einem Alkohol-Rausche wenig unterscheidet.

Man verliert seine klare Anschauung, seinen ruhigen Gang, man geräth in Extase, in Paroxismus, man ist seiner Sinne nicht mehr mächtig, ja man sinkt zum Thiere herab, indem man im Rausche der Leidenschaft seinen Nebenmenschen zerfleischt.

Und beim Erwachen aus einem solchen Rausche überkommt Einen ebenfalls ein Katzenjammer.

Um unseren Vergleich zu Tode zu hetzen, sagen wir: Wie beim Alkohol-Rausche die Gattung der übermäßig genossenen Flüssigkeit auch den Katzenjammer modifizirt, so ist's bei einem Rausch von Leidenschaften.

Der Katzenjammer nach einem Liebes-Rausch ist ein anderer, wie der nach einem Rausch der Eifersucht, Rache u. s. w.

Wir wurden zu der eben gemachten Reflexion durch Eva Stoll veranlaßt.

Die Leidenschaft, die von Jugend an ihren Busen erfüllte, war — Rache.

Als sie in ihrem achten Lebensjahre von der Leiche ihres natürlichen Vaters fortgerissen wurde, rief sie der Thäterin die Worte zu: „Das, Frau Schickenberg, werde ich Ihnen nie vergessen!"

Und sie hatte ihr's nie vergessen.

Von damals an trug sie das Gefühl in ihrer Brust, ihre Mutter zog es groß, es wurde zur Leidenschaft, und in diesem Rausche beging das Mädchen jene ungeheuerliche That an ihrer Todfeindin.

Die moderne Gesetzgebung hat auf die hervorgehobene Natur der Leidenschaften Bedacht genommen, und der Rausch der Leidenschaft wird eben so wie der Rausch vom Alkohol als mildernder Umstand angesehen.

Wir bemerken das nicht, um Eva Stoll zu vertheidigen oder das, was sie vollführte, irgendwie zu beschönigen.

Kein Mensch, der nur einiges moralisches Gefühl besitzt, wird sich dazu herbeilassen; die gemachten Bemerkungen dienen blos, den Seelenzustand des Mädchens zu zeichnen und das, was weiter geschah, zu erläutern und zu motiviren.

Adolf Linker war eine gemeine, sinnliche Natur, ein leichtsinniger, gewissenloser Mensch. Es wäre also thöricht, zu behaupten, Eva Stoll habe ihn verführt.

Ein Dieb, der ausgeht, um zu stehlen und auf dem Wege einen Anderen findet, der sich mit ihm alliirt, hat kein Recht, zu sagen, er sei von diesem verführt worden.

Einen Grasel, wie Adolf Linker, kann man verleiten, mehr oder weniger zu stehlen oder zu rauben, aber man braucht ihn nicht zu verführen; er ist ohnedem schon auf dem Punkte angelangt, wo die Moral „Gute Nacht!" sagt.

Eine Verführerin war also Eva Stoll nicht, aber sie war eine Heuchlerin, weil sie Adolf glauben machte, daß

sie ihn liebe, ja noch mehr, es war vom Beginne ihrer Intrigue an ihr Vorsatz, nachdem sie ihren Zweck erreicht haben würde, die Maske fallen zu lassen, und damit Linker gegenüber als Betrügerin dazustehen.

Allerdings gibt es für diese Gattung Betrug im Gesetzbuche keinen Paragraph, aber nichtsdestoweniger bleibt es ein kompleter Betrug.

Viele unserer Leser werden es vielleicht unwahrscheinlich finden, wie Linker, auf bloße Versprechungen hin, ein halbes Haus wegschenken konnte.

Um das zu begreifen, muß man sich vor Allem vor Augen halten, wie er zu dem Hause gekommen war.

Es war für ihn kein mühsam erworbener Besitz, es war kein Gut, wo er sich in den Gedanken, es sein zu nennen, jahrelang hineingelebt hätte, es war eine gebratene Taube, die ihm zugeflogen kam, und im Momente, als er sich an den Tisch setzte, kam Eva und schwatzte ihm die eine Hälfte ab.

Bedenkt man noch, daß Linker ein leichtsinniger Mensch war, daß er seine alte Frau haßte und Eva liebte, daß er somit mit der Schenkung gleichzeitig seine Frau kränken und sich gegenüber der Geliebten großmüthig zeigen konnte, und denkt man auch an den alten Spruch: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ so wird man es uns gerne glauben, wenn wir versichern, daß es Eva Stoll verhältnißmäßig wenig Anstrengung kostete, ihn zu der Schenkung zu überreden.

Nach dem Gefühle gesättigter Rache fand sich bei Eva der Katzenjammer ein.

Sie war Besitzerin eines halben Hauses, ihre Todfeindin war verdrängt und lag — moralisch mißhandelt, an Seelenwunden leidend — schwer darnieder, und Adolf Linker erschien nun mit jenen Ansprüchen, auf deren Befriedigung er durch seine Großmuth ein Recht zu haben glaubte.

Das war jener schwere Kampf, den Eva durchzukämpfen hatte und von dem sie zur Meyerin sagte:

Werde ich in diesem Kampfe siegen, so wird die Welt mich eine Undankbare schelten; unterliege ich, so werde ich elend sein!

Der Prozeß, den Frau Linker gegen ihren Gatten und Eva angestrengt hatte, kam ihr anfangs in diesem Konflikte zu statten.

Sie sagte zu Adolf:

So lange dieser Prozeß zu unseren Gunsten nicht entschieden ist, kann ich mich nur als provisorische Besitzerin betrachten; verlören wir ihn, so müßte ich hinausziehen und wäre wieder arm wie früher. Soll ich dann nebst dieser Armuth auch noch ein moralisches Elend ertragen? Nimmermehr!

Adolf wendete zwar Alles an, um den Prozeß zu beschleunigen, aber es war vorauszusehen, daß er bei einer so erbosten Gegnerin, wie seine Frau eine war, alle Instanzen durchzukämpfen haben werde, daß somit der Prozeß ein paar Jahre lang dauern dürfte, was für ihn keine tröstliche Aussicht war.

Adolf wurde ärgerlich, mürrisch, es begannen zwischen ihm und Eva Szenen des Zwiespalts Platz zu greifen; diese Auftritte wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenräumen, wurden immer bitterer, heftiger, und es kam bereits so weit, daß Eva den Geliebten nur in Gegenwart der Meyerin empfing.

Noch eines Umstandes muß erwähnt werden, um das Originelle der Situation zu kennzeichnen.

Eva hörte nicht auf zu arbeiten und ihren früheren Erwerb fortzusetzen. Der einzige Unterschied zwischen früher und jetzt bestand darin, daß sie früher im Magazin arbeitete, während sie jetzt die Arbeit nach Hause nahm.

Auch das mißfiel Linker.

Er behauptete, diese Beschäftigung vertrage sich nicht mit Eva's gegenwärtiger Lage. Der wahre Grund seiner Mißbilligung lag aber darin, daß er in der Thätigkeit der Geliebten deren Bestreben, sich von ihm unabhängig zu machen, erkannte, was in seinen Kram nicht paßte.

Als er nun einmal mit Eva darüber stritt, sagte sie sehr ernst zu ihm:

Meine Ansicht ist, Du würdest besser thun, statt mir den Verdienst zu wehren, lieber selbst ein Geschäft anzufangen, denn wenn Du nichts verdienst und noch dazu prozessiren mußt, so wirst Du mit Deiner Haushälfte bald fertig sein.

Adolf fühlte bei dieser Ermahnung etwas wie einen Herzensstich.

Er schaute Eva an und sagte:

Nun, ich hoffe wohl, wenn dieser Fall einträte, Du würdest mir eine Wohnung bei Dir einräumen?

Eva lächelte, zuckte die Achseln und versetzte:

Ich zweifle, daß ich mich dazu herbeilassen würde.

Adolf fuhr zusammen.

Diese Worte waren der erste Donnerschlag von dem ohnedies mit Wolken umzogenen Liebeshimmel.

Der Grasel starrte das Mädchen an und murmelte:

Eva, hab' ich recht gehört?

Wenn Du es wünschest, werde ich Dir die Worte noch einmal wiederholen.

Eva, Du bist —

Was bin ich? Ich bin eine Person, die sich von Dir nicht in den Koth zerren lassen will.

So sprichst Du jetzt —

Hör' mich an, Adolf. Ich habe geglaubt, neben Dir als Deine Freundin leben zu können; zu meinem größten Bedauern erkenne ich aber, daß Du mich zu Deiner Sklavin herabwürdigen willst. Der Umgang mit Dir hat mir die Achtung der Welt entzogen, nun willst Du mich dahin

bringen, daß ich mich der Achtung vor mir selbst berauben soll. Dazu bin ich, wie heut' meine Stimmung ist, nicht geneigt. Wie ich nach Monaten oder in einem Jahre denken werde, weiß ich nicht, aber heute denk' ich so.

Eva, Du liebst einen Anderen.

Diese Beschuldigung ist so lächerlich, daß Du selbst nicht daran glaubst. Ich gehe nie aus und empfange keine Besuche; wen sollte ich lieben? Nach der Vorstellung, die Du mir von den Männern verschafft hast, würde eine große Portion Leichtsinn dazu gehören, sich auf Knall und Fall zu verlieben.

Du wagst es auch noch, mich zu beleidigen?

Ich kann nichts dafür, wenn die Wahrheit Dir beleidigend erscheint.

Du bist eine elende —

Adolf, ich verbiete Dir jede Beleidigung, sonst werde ich mein Hausrecht gebrauchen.

Linker stürmte fort.

Daß solche Szenen auf die Dauer kein Geheimniß bleiben konnten, wird man gerne glauben, wenn man erwägt, daß im Hause Aller Augen und Ohren ohnedem auf Eva und Linker gerichtet waren.

Da Frau Linker ihre Spione besaß, so erhielt sie von dem Gerede Mittheilungen, die zwar nicht immer ganz richtig waren, die sie aber doch erkennen ließen, daß zwischen ihrem Mann und seiner Geliebten der Friede gebrochen und der Krieg erklärt sei.

Um was es sich wohl handeln mag? dachte die kranke Frau, die begreiflicher Weise den Konflikt mit der größten Theilnahme verfolgte.

Wahrscheinlich, rief der Chor der alten Freundinnen, hat sie sich einen neuen Liebhaber aufgezwickt, und der Grasel eifert mit ihr!

Es zeigte sich aber hinterher, daß diese Vermuthung eine unrichtige war.

Man rieth sowohl in als außer dem Hause hin und her, bis endlich auch hier die Wahrheit, obgleich fein gesponnen, trat an's Licht der Sonnen.

Adolf Linker, den die oben erzählte Szene in eine nicht gelinde Wuth versetzt hatte, glaubte, was ihm in Güte nicht gelang, auf anderem Wege zu erreichen. Er verfügte sich am anderen Tage wieder zu Eva, fand aber die Thüre geschlossen.

Die Meyerin, die am Guckloch erschien, rief ihm ohne Umstände zu, er habe hier nichts mehr zu suchen.

Ein heftiger Wortwechsel zwischen Beiden lockte die Miteinwohner an die Fenster, und die Meyerin, mit einer Stimme, wie sie ehemals die „Urthel der Raubmirder" ausrief, posaunte durch das Guckloch Texte heraus, die eine so klare Illustration der Situation boten, daß ein Zweifel darüber nicht mehr möglich war.

Nun ging den Leuten eine ganze Gasbeleuchtung auf.

Adolf Linker war von Eva Stoll an der Nase herumgeführt worden und erhielt jetzt, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte, die Thüre gewiesen.

Ah, die ist eine Feine!

Die wird doch ein Grasel sein!

Der wird doch aufgesessen sein!

In diesem Tone ging es durch alle Quartiere.

Die kranke Linker bekam flugs ihren Rapport.

Da brach auch in diesem Lager der Jubel aus.

Die alten Weiber sangen: „Dies irae, dies illa" und tanzten Kankan dabei.

Im Kriege und in der Geschäftswelt gibt es Feldherren, die nur so lange klug operiren, als sie eben Glück haben; wie ihnen dies den Rücken kehrt, schießen sie einen Bock nach dem andern.

Zu dieser Sorte gehörte Adolf Linker.

Der umgeschlagene Wind wehte sein ganzes Raffinement mit sich; er vergaß, daß er sich mit dem gefährlichsten

Fluche, mit dem der Lächerlichkeit belade, und statt den Konflikt zu vertuschen, brachte er ihn noch mehr in die Oeffentlichkeit, indem er jenen kleinen Krieg anfing, wie er zwischen feindlichen Nachbarn geführt wird, und der darin besteht, daß man sich gegenseitig durch allerlei Bosheiten zu ärgern sucht. Dabei spielen in der Regel die Dienstleute die Hauptrolle und die Herrenleute stehen hinter der Szene.

Da Eva Stoll nur die Meyerin bei sich hatte, so war es diese, welcher die Gegner allerlei Schabernack anthaten, der sich nicht leicht wieder erzählen läßt.

Die Meyerin war aber auch kein heuriger Hase, legte sich auf die Lauer, erwischte Linker's Bedienten auf frischer That und richtete ihn mit ihren höchsteigenen benägelten Fingern so fürchterlich zu, daß er das ganze egyptische Hieroglyphen-ABC auf dem Gesichte heimtrug.

Damit begnügte sich Eva nicht, sondern sie trat auch noch bei der Polizei als Klägerin gegen Adolf Linker auf, und nun wurde das, was ohnedem schon das ganze Haus wußte, förmlich zu Protokoll gegeben.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Adolf Linker zu seinem Entsetzen, daß die Schenkungsurkunde, die er ausgestellt hatte, eine zweischneidige Waffe sei, die ihn jetzt eben so gut verwundete, wie früher seine Gattin.

Wie man sich erinnert, motivirte Adolf die Schenkung damit, daß er sich anstellte, als ob er der natürlichen Tochter des seligen Schickenberg nur das zurückgäbe, was ihr ohnedem gebührt hätte.

Darauf fußte sich nunmehr auch Eva Stoll; sie produzirte die Urkunde als das eigene Bekenntniß Adolf's, protestirte gegen die Zumuthung, die er hinterher an sie stellte, und verlangte Schutz vor den Zudringlichkeiten dieses Menschen.

Man kann sich den Effekt dieser durchaus komischen Verhandlung — wo dem Grasel die Rolle des betrogenen Betrügers zugewiesen war — leicht denken.

Adolf wurde auf den Rechtsweg verwiesen.

Wenn man einen Menschen, der von je gewohnt ist, auf dem Linksweg zu gehen, auf den Rechtsweg verweist, so liegt darin eine hübsche Dosis Ironie.

Linker rannte zu seinem Advokaten, um zu hören, was sich in der Sache thun ließ.

Der Advokat, ohnedem in die Schenkung eingeweiht, schüttelte den Kopf und sagte:

Wollen Sie denn auch noch mit der einen Prozeß führen?

Wenn es schon einem Advokaten vor einem Prozesse graut, kann man sich vorstellen, auf wie schwachen Füßen er steht.

Linker schreckte davor zurück und hätte nichts effektuirt, als daß er seine Lächerlichkeit auf den Markt trug.

Diese Vorgänge, welche die kranke Frau Linker brühwarm zugetragen erhielt, waren ein Labsal für ihr tief verletztes Gemüth, und in Folge davon that sie den ersten vernünftigen Schritt in der unseligen Affaire.

Veranlaßt wurde sie dazu von ihrem Arzte, einem bejahrten, vernünftigen Herrn, der ihr ganzes Unglück kannte und sie demgemäß auch als eine Seelenleidende behandelte.

Als er nämlich bei Gelegenheit seines Besuches die neuesten Ereignisse mitgetheilt erhielt, blieb er eine Weile stumm und in Gedanken vertieft sitzen.

Worüber denken Sie jetzt nach, Herr Doktor? fragte die Kranke.

Ich ließ das ganze Unglück, wie es Sie traf, an meinem Geiste vorüberziehen und schöpfte nunmehr daraus die Ueberzeugung, daß das Mädchen keine so verworfene Person ist, als sie mir anfangs erschienen war. Man sieht, daß es ihr faktisch nur darum zu thun war, sich zum Theil das wieder zu erobern, was ihrem Vater gehörte. Allerdings verdienen die Mittel, die sie anwendete, um ihr Ziel

zu erreichen, schweren Tadel, aber sie sind doch nicht so verworfen, wie wir Alle bisher geglaubt haben.

Sie hat aber doch meinen Mann verführt.

An dem gabs nichts mehr zu verführen; sie hat nur einer Anderen die Gelegenheit benommen, dasselbe zu thun, und Alles in Allem in's Auge gefaßt, hatte sie doch eher ein Recht auf das halbe Haus, wie jede Andere. Sie hassen das Mädchen, ich weiß es, aber ich sage Ihnen, Sie thun Unrecht daran. Sie sind nichts weniger als frei von Unrecht. Sie waren nach dem Tode Schickenberg's grausam, und wegen jener Grausamkeit müssen Sie jetzt leiden. Der Finger Gottes ruht auf Ihnen; beweisen Sie, daß sie Ihr Leiden als eine Strafe Gottes ansehen.

Womit kann ich das beweisen?

Indem Sie Ihre alten Fehler eingestehen.

Ach, Herr Doktor —

Ich glaube, daß es Ihnen schwer fällt, allein die von mir begehrte Einsicht wird die Bitterkeit Ihres Gemüthes beseitigen. Sie wird Raum schaffen für eine versöhnlichere Stimmung, und ist diese einmal eingezogen, so werden Sie auch körperlich genesen. Bedenken Sie Ihr Alter; warum wollen Sie sich muthwillig um den Genuß der Jahre bringen, die Sie noch zu leben haben?

Was soll ich thun, lieber Herr Doktor?

Vor Allem müssen Sie den Haß gegen Eva aus Ihrem Herzen verbannen.

Wie kann ich das?

Indem sie gerecht sind und alle jene Thatsachen, die dem Mädchen zur Entschuldigung dienen, anerkennen. Jedes Ding hat zwei Seiten; wechseln Sie im Geist den Standpunkt, und Sie werden von Eva's Handlungen eine ganz andere Ansicht gewinnen, wie jene, die Sie bisher hatten.

Angenommen, es würde mir gelingen, was wäre dabei gewonnen?

Viel sehr viel, denn dann böte sich Ihnen die Möglichkeit dar, Ihre alte Schuld zu mildern und der Welt zu beweisen, daß Sie zur Erkenntniß gekommen, und daß Sie, was Sie bisher thaten, ernstlich bereuen. Dieser Vortheil wäre aber nicht der einzige, es würde sich auch noch ein anderer daraus ergeben, den Sie wahrscheinlich höher anschlagen werden, eine Art moralischer Demüthigung und vielleicht auch Züchtigung Ihres Gatten.

Bei diesen Worten blitzte das Auge der Kranken auf.

Der Doktor hat eine Saite in ihrer Brust berührt, die mächtig erklang.

Aus diesem Aufzucken erkannte der kluge Rathgeber, daß die alte Frau schon jetzt weniger gegen Eva eingenommen war, und daß ihr Haß sich auf ihren Gatten konzentrirte.

Es war auch natürlich.

Die neuesten Ereignisse beseitigten die Eifersucht; mit dieser schwand das Motiv des neuen Hasses, und es blieb nur der alte übrig, den der Arzt ohnedem schon durch seine Gründe entwurzelt hatte.

Doktor, sagte Frau Linker mit geballter Faust, wenn Sie mir die Möglichkeit bieten, meinen Mann zu züchtigen, dann thu' ich Alles, wozu Sie mir rathen!

Sagen Sie mir, wie stellen Sie sich die Züchtigung vor? Was wünschen Sie, daß ihm geschehe?

Der Lump soll wieder arm werden wie früher.

Sie möchten also, daß er um das halbe Haus kommen soll?

Ja, das ist mein heißester Wunsch.

Dabei haben Sie aber die trübe Aussicht, daß das Haus in fremde Hände gerathen wird, denn Sie werden den Prozeß mit ihm kaum gewinnen.

Lieber Herr Doktor, ich weiß das, mein Advokat hat mir daraus kein Hehl gemacht, ich führe auch nur den Prozeß, um meinen Mann um's Geld zu bringen.

Und dabei büßen Sie auch das Ihrige ein. Diese Rache ist kostspielig.

Glauben Sie, daß ich den Prozeß aufgeben soll?

Jetzt noch nicht. Hören Sie mich an. Ihr Mann will Geld auf das Haus aufnehmen, bekömmt aber keines, weil der Prozeß noch schwebt. Wir werden nun Jemanden suchen, der ihm die Haushälfte abdrücken wird, so daß Linker den möglichst kleinen Kaufschilling erhält. Hat er einmal baar Geld in Händen, so wird es bald verschwendet sein. Wenn Sie mir also die Zusicherung leisten, daß Sie unmittelbar nach dem Kaufe den Prozeß aufgeben wollen, so werde ich einen Käufer finden.

Ich verspreche, mich Ihrem Rathe zu fügen.

Das Zweite, was Sie thun müssen, ist, daß Sie sogleich nach Ihrem Advokaten senden und ihn ein Dokument anfertigen lassen, worin Sie die Rechtmäßigkeit des Besitzes der Eva Stoll anerkennen und erklären, daß Sie den gegen das Mädchen angestrengten Prozeß fallen lassen. Dieses Dokument werde ich selbst zur Stoll tragen und mit ihr sprechen. Ich hoffe, sie wird vernünftigen Vorstellungen zugänglich sein.

Frau Linker versprach, was der Doktor ihr rieth, sogleich effektuiren zu lassen.

Der Bruch zwischen Eva Stoll und Adolf Linker war ein so vollständiger, daß an die Herstellung eines nur erträglichen Einvernehmens nicht gedacht werden konnte.

Adolf, nachdem er öffentlich blamirt war, gab sich auch keinen täuschenden Hoffnungen hin, er haßte Eva so leidenschaftlich, als er sie früher geliebt hatte, wobei jedoch sein Haß jedenfalls echter wie seine Liebe war.

Eines Nachmittags saß Eva mit der Meyerin am Tische und arbeitete.

Sie staunen über meine gute Laune, antwortete Eva; soll ich etwa traurig sein, weil es mir gelungen ist, meinen sauberen Liebhaber abzuschütteln?

Wer weiß ob er wirklich schon abgeschüttelt ist.

Der kommt auf keinen grünen Zweig mehr! lachte Eva.

Fürchten Sie seine Bosheit nicht?

Was kann er mir anthun? Vor Menschen dieser Sorte habe ich keine Furcht. So miserable Charaktere wie Adolf haben nicht die Entschlossenheit, eine offene Gewaltthat zu verüben. Er wird sich für meinen Verlust an einer Andern revanchiren, das wird seine Rache sein; und weil ein ordentlicher Gimpel nie zweimal aufsitzt, so wird er beim Verputzen seiner zweiten Haushälfte vorsichtiger sein.

In diesem Augenblicke wurde draußen die Glocke gezogen.

Seien Sie vorsichtig, sagte Eva, öffnen Sie die Thüre nicht, es wäre denn, daß es eine anständige Person ist, von der wir nichts zu besorgen haben.

Die Meyerin ging hinaus, und da das Aeußere des Einlaßbegehrenden ihr keine Besorgniß einflößte, so ließ sie ihn eintreten.

Der ehrwürdige Herr trat in das Gemach, grüßte freundlich und sagte hierauf:

Mamsell, ich bin gekommen, Sie um eine Unterredung zu bitten. —

Mit wem habe ich die Ehre?

Ich bin der Arzt der Frau Linker.

Eva richtete sich bei diesen Worten hoch auf, schaute den alten Herrn mißtrauisch an und sagte:

Was wünschen Sie von mir? Sind Sie im Auftrage der Frau Linker gekommen?

Ja!

Dann bin ich auf Schlimmes gefaßt.

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte:

Sie sind vonVorurtheilen beseelt.

Vorurtheile sagen Sie, Herr Doktor? In jedem Falle sind diese Vorurtheile sehr alt und sehr gerechtfertigt. Doch,

ich bitte Platz zu nehmen, ich will Sie anhören; handelt es sich jedoch um eine Falle —

Seh' ich aus wie Einer, der Anderen Fallen legt? fragte der Doktor mit einem Tone, der die Unterstellung würdevoll zurückwies; wäre der Grund meines Besuches kein humaner, Ihre Aeußerung würde mich verscheuchen, so aber ertrage ich sie, um der guten Sache willen. Kommen wir zur Sache. Vor Allem habe ich Ihnen von Seite meiner Patientin — denn Sie werden wissen, daß Frau Linker sehr leidend ist — dieses Dokument zu übergeben. Ich ersuche Sie, es zu lesen, dann werden wir weiter sprechen.

Eva nahm das Dokument und las.

Röthe bedeckte ihr Antlitz, offenbar war's Freude, was sie überkam.

Das Dokument sicherte ihr den unangefochtenen Besitz des halben Hauses, di: schwere Sorge, einen Prozeß führen zu müssen, war beseitigt. Die Anerkennung der Linker war gleichsam die Weihe, die der Schenkungsurkunde ihres Gatten ertheilt wurde.

Nachdem Eva sich eine Weile dem freundlichen Eindruck überlassen hatte, sagte sie:

Das Dokument, ich verhehle es nicht, macht mir Freude, doch ist diese nicht ungetrübt, ich stehe vor einem Räthsel. Wie kam Frau Linker dazu, diese Schrift auszustellen?

Sie wollte damit Ihnen und der Welt thatsächlich beweisen, daß sie ernstlich zur Erkenntniß gekommen ist, und daß Reue über die Vergangenheit in ihrer Brust eingezogen ist.

Die Folge dieser Worte war eine sehr heftige Gemüthsbewegung bei Eva.

Mit einem Tone, in dem Bitterkeit und Wehmuth sich mischten, rief sie:

Jetzt, jetzt, erst jetzt!

Mehr vermochte sie nicht zu sprechen, die Stimme versagte ihr, sie drückte die flachen Hände an die Augen, um die Thränen zu verbergen.

Der Arzt ließ sie gewähren; er erkannte, daß auch bei Eva etwas wie Reue eingezogen war.

Sie rufen, begann er in seinem freundlich zuredenden Tone: „Jetzt, jetzt, erst jetzt!“ Warum dieser klagende Vorwurf, denn als solchen glaub' ich den Ausruf zu erkennen. Allerdings kam die Reue bei der unglücklichen Frau etwas spät, aber sie ist doch nicht ausgeblieben; allerdings wurden kostbare Jahre versäumt, allein wem fällt dieser Verlust empfindlicher, Ihnen, dem jungen Geschöpf, welches zu leben erst anfängt, oder der unglücklichen alten Frau, die nur noch ein Paar Jährchen vor sich hat. Das Versäumniß bringt also nur ihr Nachtheil.

Herr Doktor, klagte Eva, Sie vergessen meine Situation. Wie steh' ich jetzt der Welt gegenüber da! Wie ganz anders wär' es gewesen, wenn die legitime Gattin meines Vaters der Stimme der Menschlichkeit Gehör gegeben und mich nicht verstoßen hätte. Die Erwägung also, daß ich durch Mittel, die mich vor der Welt verächtlich machen, mich zu einem Theile des väterlichen Erbes drängen mußte, diese Erwägung preßte mir den Ruf „Erst jetzt!“ aus. Was nützt die Reue, wenn der Friede verscheucht ist, wenn das Beste, was man besitzt — die Ehre — verloren ist? Sie, die alte Frau, hat durch ihre Heirat mit einem jungen Taugenichts ihre Reputation verloren; ich büßte die meinige ein, indem ich dasselbe Individuum belog, ihm Gefühle heuchelte, die mir fremd waren, um mich zu rächen und zu dem väterlichen Erbe zu gelangen. Geschehenes läßt sich nicht nur nicht mehr ungeschehen machen, sondern es läßt sich auch nicht aus dem Gedächniß wischen; darin liegt das eigentlich, das wahre Uebel der vollbrachten bösen Thatsachen. Der Mensch kann nicht vergessen, wann er will.

Ich habe Sie ausreden lassen, nahm der Doktor, nachdem Eva geendet hatte, das Wort; ich ersuche Sie, mich jetzt eben so aufmerksam anzuhören, wie ich Sie angehört habe. Daß Geschehenes sich nicht verbessen und nicht mehr unge-

schehen machen läßt, ist wahr; allein auf diese Wahrheit hindeuten und der Reue das Herz verschließen, ist falsch. Zu sagen: „Die Reue nützt nichts, weil sich ja eben Geschehenes nicht mehr ungeschehen machen läßt,“ das ist eine verderbliche Ansicht, die jede Reue als nutzlos hinstellt. Die Reue hat die Aufgabe, die Folgen der schlimmen Thatsachen zu mildern, das Urtheil der Welt zu modifiziren, und auf diese Weise beruhigend auf den inneren Menschen zu wirken. Sie und Frau Linker haben an Reputation eingebüßt; ich sage, es ist Ihre beiderseitige Pflicht, die begangenen Fehler, so weit es geschehen kann, wieder gut zu machen, das heißt das, was Sie eingebüßt haben, wieden zu gewinnen.

Das ist nicht möglich! rief Eva mit einem schmerzhaften Tone.

Es ist möglich, rief der Doktor mit Entschiedenheit, und mir, als unbefangenem Mittelsmann, der mit der Welt verkehrt, und der weiß, wie sie denkt, mir steht in der Sache ein kompetenteres Urtheil zu wie Ihnen. Ich sage Ihnen also, Sie und Frau Linker werden die Achtung der Welt wieder gewinnen, wenn Sie sich miteinander aussöhnen.

Aussöhnen! rief Eva mit einem Tone, der mehr ungläubig als ablehnend klang.

Frau Linker, fuhr der Doktor fort, hat bereits den ersten Schritt gethan, indem sie das Dokument ausfertigen ließ; nun ist es an Ihnen, auch einen Schritt zu thun. Was wollen Sie noch? Ihre Rache ist leider Gottes gelungen, die alte Frau ist getrennt von ihrem Gatten, ist aus ihrem Hause verdrängt, liegt an gebrochenem Herzen darnieder und ist von der Welt verurtheilt. Sie haben erreicht, was Sie anstrebten; was wollen Sie nun noch? Bis zu einem gewissen Grade lassen sich Haß und Rache erklären; darüber hinaus werden sie barbarisch, unmenschlich.

Ich denke nicht daran, ihr noch etwas anzuhaben.

Sie sollen aber denken, sich in den Augen der Welt zu rehabilitiren. Sie sollen mir beweisen, daß Sie ver-

nünftigen Vorstellungen eben so zugänglich sind, wie Frau Linker.

In Gottes Namen, sprechen Sie; was verlangen Sie von mir, was soll ich thun?

Sie werden wissen, daß Frau Linker, obgleich das Haus nicht mehr ihr Eigenthum ist, doch noch so viel besitzt, daß sie sehr anständig leben kann, daß sie daher Niemandens Hilfe bedarf. Ich glaube dies besonders bemerken zu müssen, um von meinam Verlangen den Verdacht eines Eigennutzes im Voraus zu beseitigen. Sie werden an Frau Linker einen Brief schreiben, worin Sie ihr für das Dokument danken und sie bitten, Alles, was Sie ihr angethan haben zu vergessen. Die Schuld sei auf beiden Seiten, es sei daher die Pflicht beider Theile, so viel als möglich wieder gut zu machen. Sie haben mit großer Betrübniß die Nachricht von ihrer Erkrankung vernommen und beeilten sich, Sie zu bitten, daß sie Ihnen erlauber möge, sie zu pflegen, und damit sie nicht im fremden Hause von fremden Leuten umgeben sei, so bitten Sie, Frau Linker möge wieder ihre frühere Wohnung beziehen und Ihnen gestatten, bei ihr zu bleiben. Vielleicht wird das Zusammenleben, das Sichkennenlernen dazu beitragen, die auf beiden Seiten herrschenden Vorurtheile zu zerstreuen; vielleicht wird auf diese Art ein Band gewoben werden, wie es zwischen Ihnen und ihr schon längst bestehen sollte.

Eva dachte über den Antrag des Doktors nach.

Sie zögern? sagte er mahnend.

Ich zögere, lautete Eva's Antwort, weil ich zweifle, daß Frau Linker mein Anerbieten annehmen wird.

Ich sage Ihnen, sie wird es annehmen.

Dann besorge ich, daß der geschlossene Friede nicht lange dauern wird.

Er wird dauern, — merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen sage, — er wird dauern, wenn Sie sich benehmen werden, wie es Eva Schickenberg zusteht, wenn Sie

aber wie bisher Eva Stoll bleiben, dann freilich werden meine Bestrebungen, den gestifteten Frieden zu erhalten, vergebens sein.

Eva fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag, mit schwerer Wucht auf sich lasten und rief, indem sie die Hand des Doktors faßte:

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich hätte doch nie vergessen sollen, daß sie die Gattin meines Vaters war und daß sie, wenn meine Mutter anders gehandelt hätte, sich auch anders benommen haben würde. Ich werde den verlangten Brief sogleich schreiben, und Sie sollen schon aus dessen Inhalt erkennen, daß es mein ernster Wille ist, mich von nun an zu benehmen, wie es Eva Schickenberg zusteht.

Der Doktor wartete, bis das Schriftstück vollendet war, und sagte, als er es übernahm:

Seien sie gefaßt, die Gattin Ihres Vaters vielleicht schon morgen bei sich zu empfangen!

Damit entfernte er sich.

Die Meyerin, die bei der ganzen Unterhaltung zugegen war, ging jetzt auf Eva zu, schloß sie in ihre Arme und sagte:

Mir fällt ein Stein vom Herzen; dieser Doktor ist ein Engel, er hat Recht, wenn er sagt, Sie müssen etwas thun, um Ihre Reputation herzustellen. Ich kann Sie versichern, daß ich mich zwar bei jeder Gelegenheit Ihrer angenommen habe, aber ganz kann man den Leuten die Mäuler doch nicht verstopfen, und sie haben Ihnen allerhand nachgeredet, was mir gar nicht recht war.

Eva gab auf diese Herzensentleerung ihrer Freundin keine Antwort, sondern schloß sich in ihr Kabinet ein und weinte.

Warum weinte sie?

Galten diese Thränen ihren Eltern, waren sie die Frucht bitterer Reue, oder entstammten sie der Freude, daß

sie aus einer zweideutigen Situation den Ausweg gefunden hatte?

Jeder dieser Gründe hatte seinen Antheil daran.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am folgenden Vormittage ereignete sich das Unglaubliche, das Wunderbare.

Die kranke Frau Linker wurde in einer Sänfte in ihr ehemaliges Haus und in Eva's Wohnung gebracht.

Das Mädchen eilte auf sie zu, faßte die Hand der Kranken und drückte sie an ihre Lippen.

Madame, sagte sie unter Thränen, verzeihen Sie mir Alles, was ich Ihnen angethan habe, und erlauben Sie mir, in Ihnen von nun an blos die Gattin meines seligen Vaters zu erblicken.

Die Kranke vermochte vor Rührung nicht zu sprechen. Der anwesende Doktor übernahm es, der Dollmetsch ihrer Gefühle zu sein.

Man kann sich denken, daß dieser Einzug der alten Hausfrau in der ganzen Nachbarschaft das größte Aufsehen erregte. Alle Welt sprach von der Aussöhnung der beiden Todfeindinnen und billigte sie. Daß diese Aussöhnung überhaupt noch möglich war, verdankte Eva ihrer Standhaftigkeit gegenüber Linker; hätte sie seinen Wünschen nachgegeben, so würde eine Versöhnung der Ehre der betrogenen Gattin widerstrebt haben; wie aber die Sachen standen, konnte diese ohne alles Bedenken sich mit der Tochter ihres verstorbenen Gatten aussöhnen.

Als Linker am Abende nach Hause kam und Kunde von dem Ereignisse erhielt, traute er seinem Gehör nicht. Er begriff die Umwandlung von Seite Eva's nicht; er war eben kein Seelenkenner und wußte nicht, das auch dem Rausche der Leidenschaft ein Katzenjammer folge, der die Gefühle und Ansichten bedeutend umgestalte.

Das geschlossene Bündniß seiner beiden Feindinnen beunruhigte den Grasel in hohem Grade. Er erkannte sogleich, daß sich damit seine Situation sehr verschlimmert hatte und daß das Ereigniß sogar auf seinen Prozeß einen bösen Einfluß üben konnte.

Unter diesen Umständen dachte er noch ernstlicher als bisher an den Verkauf seiner Haushälfte.

Der Doktor operirte auch nach dieser Richtung vortrefflich.

Ein ungeschobener Strohmann unterhandelte heimlich mit Linker und erstand die Haushälfte um einen Spottpreis, denn Linker brauchte Geld, und ein zweiter Käufer fand sich nicht.

Als der Doktor die Kranke von dem Fortgange der Unterhandlung in Kenntniß setzte, rückte er mit seiner eigentlichen, bisher verschwiegenen Intention heraus, die darin bestand, daß Frau Linker die Käuferin sein solle.

Wenn Sie nicht so viel Geld besitzen, sagte er, werde ich Ihnen das Fehlende als Satzposten darbieten.

Die Kranke dankte und erwiederte lächelnd:

Ich besitze, wenn es nöthig wäre, noch mehr.

Um so besser, rief der Doktor, dann dürfen Sie das Haus zuverlässig nicht in fremde Hände gerathen lassen.

Der Kauf mit dem Strohmann wurde in Richtigkeit gebracht; als es zur Intabulirung kam, erschien Frau Linker als Besitzerin.

Linker, wüthend, in eine Falle gegangen zu sein, wollte den Kauf rückgängig machen, aber es war zu spät, die Dokumente waren zu bündig abgefaßt.

Wenn ein ehrlicher Mensch von einem Spitzbuben betrogen wird, so hat er — nämlich der Ehrliche — wenigstens das Bewußtsein, daß ihm die Theilnahme aller Rechtlichen zur Seite steht; wenn aber ein Grasel, wie Adolf Linker, betrogen und übertölpelt wird, dann lacht alle Welt, und Hohn und Spott begleiten ihn auf allen Wegen.

Man kann sich denken, was — bei der ohnedem bekannten Reck- und Bonmot-Sucht der Wiener — der Grasel Alles anzuhöhren bekam; es kam so weit, daß er sich nirgens sehen ließ, wo er gekannt war.

Adolf Linker zog verhöhnt und verspottet aus dem Hause — wo er nichts mehr zu suchen hatte.

Allerdings besaß er jetzt mehr, wie vierzehn Tage vor seiner Hochzeit, wo er nur zwei gefärbte Hemden sein nannte — aber die Rolle als Wiener Hausherr war ausgespielt.

Die Hausherrlichkeit hatte nur kurze Zeit gedauert.

Nachdem Frau Linker sich wieder im Besitze des halben Hauses befand, ließ sie — wie sich's von selbst versteht — den Prozeß gegen ihren Gatten fallen.

Der Grasel hatte demnach eine Summe von beiläufig 10,000 Gulden in der Tasche, was immerhin ein respektabler Anfang zu jedem Geschäfte ist.

Linker verschwand von der Wieden und zog nach einer Vorstadt.

Es thäte mir leid, sagte seine Frau zu dem Doktor, wenn der Lump sich zum ordentlichen Menschen bekehrte.

Ich zweifle daran, antwortete dieser; so wie ich ihn beurtheile, wird es ihn nicht ruhen lassen, er wird irgend ein Geschäft anfangen, und da er von keinem Geschäfte was versteht, wird er betrogen werden und allmälig um sein Geld kommen.

Ach, das möchte ich noch erleben!

Sie werden es, lächelte der Doktor; ich habe alle Hoffnung, daß Sie in vierzehn Tagen außer Bette sein und in einer zufriedenen, ruhigen Gemüthsstimmung die Quelle der Erstarkung finden werden. Wenn ich Sie und Mamsell Eva in's Auge fasse, so dringt sich mir die Bemerkung auf, wie Sie Beide auf Umwegen dahin gelangt sind, wo Sie eigentlich vor acht Jahren hätten stehen können und sollen. Sie hätten Eva, als die natürliche Tochter

Ihres Gatten, zu sich nehmen müssen, damit sie dereinst einen Antheil von dem Erbe ihres Vaters erhalte. Sie haben es nicht gethan, und dennoch besitzt Eva heute die Hälfte des Hauses; sie ist auf einem Umwege dazu gekommen, hat aber auf diesem Wege Manches eingebüßt, was sie jetzt wieder erobern muß. Auch Sie haben viele schöne Tage verloren, Ihre Gesundheit, von dem Gelde, um welches Sie gekommen sind, gar nicht zu sprechen. Sie können dem Himmel danken, wenn am Ende die paar tausend Gulden das Einzige bleiben, dessen Verlust Sie zu beklagen haben werden. Bei dieser ganzen Affaire haben Sie Verluste erlitten, Eva auch, und nur Adolf Linker hat gewonnen, denn er hat früher nichts gehabt und jetzt besitzt er 10,000 Gulden; aber aller Tage Abend ist noch nicht gekommen, und wer zuletzt lacht, lacht am besten. Was Sie Beide verloren haben, können Sie wieder erringen; was der Grasel gewonnen hat, kann er verlieren, und er wird es, denn: wie gewonnen, so zerronnen; nach dem allerletzten Ausgleich wird also der Stand der alte sein. Sie ersehen daraus, daß das Schicksal ein guter Buchführer ist.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Ende, welches eigentlich doch kein rechtes Ende ist.

In der Wohnung Wollenbergs, des kleinen Beamten, der Rasirmesser abzog, war ein Rath versammelt.

Es handelte sich nämlich um die Beantwortung der Frage, was Karl Leicht beginnen, welchem Geschäfte er sich zuwenden solle, um mit seiner Familie sein Auskommen zu finden.

Dieser Rath wurde am Abende vor der Trauung des Edlen von Bergfeld mit Fräulein von Rammstein abgehalten, das heißt am Abende, bevor Leicht sein dem Fabrikanten zugebrachtes Kapital von 800 Gulden zurück bezahlt erhalten sollte.

Die Personen, die über Leicht's Zukunft beriethen, waren die Ehepaare Wollenberg und Leicht, und Herr Strömer.

Letzterer bildete gewissermaßen den Vorsitzenden und verläugnete sein Naturell keinen Moment.

Also, begann er, unser Tschaperl hat richtig mehr Glück als Verstand, er wird morgen um diese Zeit seine 800 Gulden in der Hand haben.

Herr von Bergfeld, bemerkte Frau Wollenberg, macht also wirklich ein so großes Glück?

Ich weiß nicht, versetzte Strömer, was Sie unter Glück verstehen. Bergfeld kriegt mehrere tausend Gulden in die Hand, was für ihn allerdings ein Glück ist, sonst aber — doch wir wollen nicht davon sprechen. Ich verrathe keine Amtsgeheimnisse.

Leicht begriff nicht, wie Bergfeld's Heirat dazu komme, ein Amtsgeheimniß zu bergen, worüber die Anderen in Heiterkeit geriethen.

Der gute Herr Karl, rief Strömer, er ist wirklich klassisch, er weiß doch gar nichts von der Welt, und es würde ihm gar nicht schaden, wenn er noch einmal beim „ABC“ anfinge und eine bessere Schule durchmachte, als bisher. Ich frage Sie also, welches Geschäft kann man einer so evangelischen Einfalt anrathen, ohne daß man für seine Zukunft nicht zittern sollte?

Ich hab's schon lange gesagt, erwiederte Leicht, ich möchte ein Greißler werden.

Als Greißler, versetzte Strömer, werden Sie Extrawurst hergeben, wenn Einer Zündhölzel verlangt. —

Oh, oh, Sie übertreiben, so dumm bin ich nicht.

Wie wär's, bemerkte Katharina Leicht, wenn wir eine Kuchenbäckerei anfingen?

Um das zu können, müßten Sie Zuckerbäckerei verstehen, oder wollen Sie blos einen Kuchenverschleiß etabliren? Der wirft zu wenig ab, da wär's gleich so gut, Herr Karl ließe sich als Gottscheer-Bub engagiren und verkaufte Limoni und überzuckerte Mandeln.

Alle lachten.

Strömer fuhr fort: Ein sehr rentables Geschäft wär's auch, wenn er eine Ammenfabrik anlegen würde. —

Katharina rief: „Ah, da müßt' ich bitten!“ und die Heiterkeit der Anderen wurde noch viel größer.

Strömer schlug noch allerlei Geschäfte vor, die aber, wie man leicht denken kann, nicht acceptirt wurden, weil sie von der komischsten Sorte waren und nur vorgebracht wurden, um Leicht zu hänseln. Endlich sagte er: Um aus dem Spaß herauszukommen, will ich im Ernst meine Ansicht sagen. In einer Zeit, wo Schwindel und Betrug so floriren, wie in der unserigen, dürfen Leute wie Herr Leicht, die nicht einmal eine falsche Banknote von einer echten unterscheiden können, kein selbstständiges Geschäft anfangen, wo sie betrogen werden können. Mein Rath geht daher dahin, da Leicht als Kommissionär, oder richtiger gesagt als Hausknecht, bei einem Buchhändler sich sein Geld erspart hat, so soll er wieder dahin zurück kehren und bei seinem alten Geschäft verbleiben. Frau Kathi dagegen soll für einen kleinen Nebenverdienst sorgen, den sie leicht finden wird, wenn sie bei Familien, die keinen weiblichen Dienstboten halten können, als „Bedienerin“ fungirt. Schauen Sie, daß Sie in ein großes Haus ziehen, wo viel Parteien sind, da findet sich dergleichen am ehesten. Lassen Sie sich Adreßkarten drucken: „Frau Katharina Leicht empfiehlt sich als Bedienerin,“ schmieren Sie die Karten mit Rosenessenz ein, damit sie gut riechen, und vertheilen Sie's in der Nachbarschaft. Das ersparte Geld aber tragen Sie sogleich in die Sparkasse, sonst findet sich ein anderer Grasel und bringt Sie wieder um dasselbe, und es steht zu besorgen, daß Sie ein zweites Mal nicht so glücklich sein werden, mit der bloßen Furcht davon zu kommen.

Ich hab' mich nicht viel gefürchtet, daß ich um mein Geld kommen werde, rief Leicht, um seinen Heldenmuth zu manifestiren.

Weil Sie ein Dalk sind und die Gefahr nicht gekannt haben. Also meinen Rath wissen Sie, ob Sie ihn befolgen, das ist Ihre Sache.

Damit erhob sich Strömer und die Berathung hatte ein Ende.

Da wir auf diese Personen nicht mehr zu sprechen kommen werden, so wollen wir deren Angelegenheit gleich zum Abschluß bringen.

Die beiden Leicht befolgten Strömer's Rath. Karl ist wieder Kommissionär bei einem Buchhändler und Katharina Bedienerin. Sie haben eine kleine, ebenerdige Wohnung auf der Wiedner Hauptstraße bezogen und tragen jährlich zweihundert Gulden in die Sparkasse.

Daß Karl noch immer der alte Tschaperl ist, müssen wir zwar zugeben, allein so viel hatte er doch an Lebensweisheit profitirt, daß er ein zweites Mal Niemandem auf den Leim geht.

Die Familie Wollenberg lebt wie bisher ehrlich aber mühselig. Er zieht noch immer Rasirmesser ab und wird es wohl nicht lassen, bis zum Ende seiner Tage, denn daß das Los der kleinen Beamten gründlich verbessert werden würde, das ist vor der Hand nicht zu hoffen, daher Wollenberg sich auch nicht in der Lage befindet, den Nebenverdienst bei Seite zu lassen, um so weniger, da die Familie sich seitdem noch um einen Mitesser vermehrt hatte, und gegründete Hoffnung vorhanden ist, das halbe Dutzend werde bald vollzählig werden.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Frau Linker genas, wie der Doktor es voraussagte, und ihr sowohl wie Eva Stoll ging ein neues Leben auf.

Die Frau Meyerin, von dem Doktor heimlich informirt, überwachte gleichsam die beiden Frauen, damit der Hausfriede erhalten bleibe.

Schauen Sie mir auf, belehrte der Arzt das ehemalige Kerzelweib, daß weder die Alte noch die Junge rezidiv wird. Es ist nur um das erste Jahr zu thun; überstehen sie das,

dann werden sie sich auch wohl weiter vertragen und nicht mehr auseinandergehen. Zwei Frauen, die gewohnt waren durch mehrere Jahre sich als Feindinnen zu denken und zu behandeln, die kann man mit einem Male nicht auswechseln, sondern es gehört Zeit dazu, daß die Ansichten sich ändern und in den Herzen neue Gefühle Platz greifen. Verhüten Sie, daß kein Zwist, wenn auch noch so unbedeutend, stattfinde; seien Sie immer die Vermittlerin und suchen Sie Jede, wenn Sie mit der Andern allein sind, in's beste Licht zu setzen.

Die Meyerin war eine praktische Frau und blieb auf der Hut. Wir wollen es nur gleich sagen, daß es einer ernstlichen Intervention von ihrer Seite niemals bedurfte.

Eva benahm sich musterhaft.

So lange die alte Frau krank war, blieb sie an ihrem Lager, arbeitete oder las ihr vor.

Die kranke Frau fand an ihr eine liebreiche Pflegerin, und wer die Verhältnisse beider Frauen nicht kannte, hätte glauben müssen, sie seien Mutter und Tochter, zwischen denen es niemals Zwiespalt gegeben.

Je länger Frau Schickenberg mit Eva beisammen war, desto genauer lernte sie das Mädchen kennen und desto höher stieg die Achtung.

Eva's Fleiß und Sittsamkeit nahmen sie für das Mädchen ein.

Wie Frau Linker das Bett, so hütete Eva das Haus. Sie ging wochenlang nicht aus, und erst als die alte Frau genesen war, machte sie mit ihr kleine Spaziergänge und begleitete sie zur Kirche.

Die schöne Jahreszeit war gekommen, und der Doktor rieth zu einem Landaufenthalte.

Frau Linker war dazu bereit; aber der Arzt machte sie darauf aufmerksam, daß, so lange Eva von der Modistin Arbeit bezog, dieselbe Wien nicht verlassen könne.

Was ist da zu thun?

Es liegt ja nur an Ihnen, liebe Frau Linker, das Mädchen zu bewegen, nicht mehr für fremde Leute zu arbeiten.

Sie haben recht, es schickt sich auch nicht; ich werde mit ihr sprechen.

Am Abende sagte Frau Linker:

Ich habe heute mit dem Doktor von Ihnen gesprochen.

Von mir? fragte Eva lächelnd.

Der Doktor meint, Sie sollen nicht mehr für fremde Leute arbeiten.

Ich bin aber nicht gewohnt, müßig zu sein.

Dann arbeiten Sie für mich, ich verlange es nicht umsonst.

Wenn Sie es wünschen, so will ich mit Vergnügen für Sie arbeiten, aber ich lasse mich von Ihnen nicht bezahlen.

Wie Sie wollen, mir ist's recht, thun Sie's umsonst, um so besser. Wir werden auf's Land ziehen, die Kosten decke ich und Sie arbeiten für mich. Sind Sie damit zufrieden?

Ja. Doch kann ich mir nicht recht denken, woher Sie für mich genügende Beschäftigung nehmen werden.

Das soll meine Sorge sein. Ich werde Leinwanden kaufen und Sie werden mir eine ganze „Ausstaffirung" nähen.

Eine Ausstaffirung?

Ja. Was schauen Sie mich so verwundert an? — Ich benöthige für mich eine förmliche Heirats-Ausstattung. Weil meine zweite Ehe so glücklich war, so denke ich bereits an die dritte.

Eva schaute die alte Frau forschend an, diese aber ergriff ihre Hand, drückte sie und sagte:

Liebe Eva, würden Sie den Muth haben, die Frau Ihres Vaters zurückzuweisen, wenn sie sagte: Diese Ausstattung ist für Sie bestimmt?!

Eva schüttelte den Kopf und entgegnete:

Ich werde nie einer Ausstattung bedürfen, denn ich werde nie heiraten.

Die Meyerin mischte sich nun in die Unterhaltung.

Mamsell Eva, sagte sie, ob Sie heiraten werden oder nicht, wird die Zukunft entscheiden; aber wenn die Frau Schickenberg jetzt schon an die Ausstattung denkt, so hat sie recht.

Darauf erwiederte Eva:

Es ist von Madame gewiß sehr edel, daß sie an mich denkt, wie an ihr Kind, aber ich bin gezwungen, den guten Willen für's Werk zu nehmen —

Wer zwingt Sie dazu?

Mein Verstand und mein Gefühl. Ich habe, was ich that, bereut; es ist jetzt an mir, zu beweisen, daß es mir mit dieser Reue Ernst ist, und ich kann diesen Beweis durch eine kindliche, liebreiche Behandlung der Frau Linker herstellen. Sobald ich mich aber beschenken lasse, so setze ich mich dem Verdachte aus, daß ich eine Spekulantin bin und daß ich mich blos aus Gewinnsucht bekehrt habe, und das — Gott im Himmel wird es wissen — ist mir nie in den Sinn gekommen; ich dachte selbst nicht im Traume, daß Frau Linker ihre Güte so weit ausdehnen wird.

Die Meyerin ließ sich durch diese Einwendung nicht entmuthigen, sondern fuhr fort:

Mamsell Eva, was Sie da sagen, ist überspannt. Wie Frau Linker jetzt zu Ihnen steht, kann von einem Eigennutz Ihrerseits keine Rede sein, denn Frau Linker ist gewissermaßen Ihre Mutter, und zwischen Tochter und Mutter gibt es keinen Eigennutz. Madame — wendete sich die Sprecherin an die alte Frau — ich bitte Sie, machen Sie von Ihrem Rechte Gebrauch, nennen Sie die Mamsell „Du,“ damit sie sich daran gewöhnt, sich als Ihre Tochter anzusehen.

Frau Linker nahm den Vorschlag an und sagte:

Es wird ihr vielleicht schwer fallen, aber ich werde sie dazu zwingen.

Dieser Vorwurf ging Eva an die Seele, sie ergriff die Hand der Alten, bedeckte sie mit Küssen und sagte:

Wenn es mir schwer fällt, so ist einzig und allein das Bewußtsein meiner Schuld die Ursache davon.

Frau Linker umarmte sie und sagte:

Liebe Eva, denke nicht mehr daran, sonst zwingst Du mich, daß ich auch der meinigen mich erinnere, und verursachst mir damit bitteres Weh'. Ich möchte die paar Jahre, die ich noch leben werde, glücklich sein, und möchte auch Dich glücklich zurücklassen, damit Du mein Andenken segnest.

Das Mädchen schloß die alte Frau in die Arme.

Von dieser Stunde an waren die ehemaligen Todfeindinnen wie Mutter und Tochter, und der Doktor freute sich der Geschicklichkeit der Meyerin, die ihre Stellung so gut begriff und ihrer Aufgabe so gewandt nachkam.

Man zog auf's Land, Eva arbeitete an der Ausstaffirung, man lebte glücklich und zufrieden.

Der Sommer ging nicht zu Ende, ohne daß Frau Linker noch einen Schritt that, der ihrem versöhnlichen Gemüthe zur Ehre gereichte.

Die Veranlassung dazu gab ein Gerücht, dem zu Folge Adolf Linker gesonnen sein sollte, einen Prozeß gegen Eva Stoll anzustrengen.

Dieses Gerücht veranlaßte die alte Frau, Eva an Kindesstatt anzunehmen und zu ihrer einstigen Erbin einzusetzen.

Das Instrument hiezu wurde rechtskräftig aufgesetzt und bei der Behörde deponirt, und damit eine neue Waffe geschmiedet, falls der Grasel sich's wirklich beikommen ließe, einen Prozeß zu führen.

Aber sei es, daß das Gerücht erfunden oder daß Linker von einer gefaßten Idee wieder abgekommen war, es

kam zu keinem Rechtsstreit. Linker befand sich auch nicht mehr in der Lage zu prozessiren; wir werden gleich erzählen warum.

In der Leopoldstadt, wo er seit dem Auszuge aus seinem Hause wohnte, hatte er die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der eine Kräuter-Essenz erfunden hatte und einen Kapitalisten suchte, um die Erzeugung dieser Essenz im Großen zu betreiben.

Linker ließ sich von der Idee einnehmen; die Essenz schmeckte vortrefflich und that auch bei Verdauungsbeschwerden gute Dienste.

Der Erfinder schmeichelte sich, von den Notabilitäten der medizinischen Fakultät Zeugnisse zu erhalten und gedachte diese als Reklame zu benützen, kurz: Linker machte mit dem Erfinder der Kräuter-Essenz ein Kompagnie-Geschäft, gab zwei Dritttheile seines Geldes her, und die Erzeugung wurde begonnen, um mit dem Beginne der kühlen Witterung die Essenz in Massen versenden zu können.

Alles ging vortrefflich.

Aber wer schildert das Entsetzen des Erfinders und seines Gesellschafters, als es sich im Herbste herausstellte, daß die Essenz durch das längere Stehen statt bitter sauer geworden war!

Die ganze Hoffnung der beiden Spekulanten war damit zwar nicht in den Brunnen, aber in die Bouteillen gefallen, die mit prächtigen Etiketten versehen waren.

Wäre die Essenz ordentlich sauer geworden, so hätte man sie wenigstens als Essig verkaufen können; aber die Zusammensetzung war eine so unglückliche, daß die Bitterkeit nicht ganz beseitiget war, das Ganze daher den Namen Bitter-Essig verdiente.

Diese verfehlte Essig-Erzeugung ruinirte Linker; der Doktor der Frau Linker bekam Wind davon, da man in medizinischen Kreisen von der originellen Kräuter-Essenz sprach und den Erfinder auslachte.

Frau Linker lächelte auch und sagte:

Der Lump hat sich an der eigenen Essenz den Magen verdorben. Wie gewonnen, so zerronnen. Im Winter wird er wieder Schreibstunden geben!

Diese Voraussage ging nicht ganz in Erfüllung. Bis zum Winter hatte der Grasel zwar kein Geld mehr, aber er gab auch keine Schreibstunden; als ehemaliger Hausherr und Kräuter-Essenz-Erzeuger fühlte er keinen Beruf mehr, der Kalligraphie obzuliegen, sondern trieb sich in Wien herum und verlegte sich auf eine eigene Gattung von Industrie.

Da wir Adolf Linker in seiner neuen Metamorphose in der zweiten Abtheilung dieses Romanes beginnenden Erzählung wieder finden werden, so überhebt uns dies der Mühe, von ihm hier weiter zu sprechen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Der Tag, an dem der Edle von Bergfeld mit Fräulein Mathilde von Rammstein getraut werden sollte, war herangerückt!

Diese Trauung, die eine so merkwürdige Ehe stiften sollte, wurde elegant vollzogen.

Wer mit den näheren Verhältnissen nicht vertraut war, hätte meinen sollen, eines der glücklichsten Paare werde zusammengegeben.

Die Braut in weißem Atlas, mit einem frischen Myrthenkranz in den Haaren, der Bräutigam im schwarzen Frack, weißer Atlaskravate und ditto Gilet.

Die Beistände waren Bekannte der Rammstein.

Vier Wagen brachten die Leutchen zur Kirche, die Zeremonie ging vor sich.

Bei der Nachhausefahrt saßen die Getrauten nicht beisammen, wie es üblich ist, sondern Mathilde fuhr mit ihrer Mutter.

Von einem Hochzeitsmahl war keine Rede, sondern es erfolgte in der Wohnung der Rammstein in Gegenwart der Beistände die Ausbezahlung der Mitgift an Bergfeld.

Der Agent Schönberg erhielt die verbrieften 25 Prozent, Wollenberg nahm Leicht's Geld in Empfang, und nachdem diese Personen sich entfernt hatten, sagte die Rammstein:

So, mein lieber Herr Bergfeld, jetzt sind wir in der Ordnung. Wir sind unseren Verpflichtungen getreu nachgekommen; was ich Ihnen versprochen habe, werde ich halten, vergessen auch Sie nicht, was Sie uns schriftlich gegeben haben. Da wir nichts mehr miteinander zu thun haben, so behüt' Sie Gott. Adieu!

Damit kehrte sie ihm den Rücken.

Obgleich der Grasel auf das Alles gefaßt sein mußte, so malte sich über diese Behandlung doch auf seinem Antlitze ein so hoher Grad von Ueberraschung und Bestürzung, daß er wie eingewurzelt und sprachlos dastand und die Thüre anstarrte, durch welche Frau von Rammstein mit den Beiständen verschwunden war.

Beschämung und Wuth kämpften in seinem Inneren.

Einen Moment dachte er daran, einen Skandal zu provoziren, aber er bemeisterte sich, steckte den ihm gebliebenen Rest der Mitgift in die Tasche und sagte:

Das Geld hab' ich — das Uebrige wird sich finden!

Er ging fort, mit dem festen Entschlusse, am nächsten Tage wieder zu kommen.

Er kam auch, fand aber die Wohnung seiner Schwiegermutter gesperrt.

Bei den Nachbarsleuten erfuhr er, Frau von Rammstein sei am Morgen mit der jungen Frau verreist.

Wohin? wußte man ihm nicht zu sagen.
